Die Grabesschuld.

Nachgelassene Erzählung

von

Charles Sealsfield.

Herausgegeben von Alfred Meissner.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1874.

Neue Romane aus dem Verlag
von
Ernst Julius Günther in Leipzig.

(In jeder guten Leihbibliothek zu haben.)

Graf Ulrich Baudissin, Der Lebensretter. Humoristischer Roman. 3 Bde. Preis Thlr. 2.

August Becker, Das Thurmkätherlein. Roman aus dem Elsaß. 4 Bde. Preis Thlr. 4.

Ernst Freiherr v. Zibra, El paso de las animas. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 10.

M. E. Braddon, Die Lovels auf Arden. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15.

Robert Byr, Nomaden. 5 Bde. Preis Thlr. 4.

Robert Byr, Wrak. Zwei Erzählungen. 4 Bde. Preis Thlr. 3 15.
Inhalt: Trümmer. Zwei Tage aus einem Menschenleben. 2 Bde.
Der Tuwan von Panawang. 2 Bde.

Wilkie Collins Die Frau in Weiß. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. Dritte Auflage. 4 Bde. Preis Thlr. 3.

Wilkie Collins, Mann und Weib. Autorisirte Ausgabe. 6 Bde. Preis Thlr. 4 20.

Wilkie Collins Fräulein oder Frau. Autorisirte Ausgabe. 1 Bd. Preis 25 Ngr.

Wilkie Collins, Armadale. 6 Bde. Autorisirte Ausgabe. Preis Thlr. 4.

Wilkie Collins, Ein tiefes Geheimniß. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Preis Thlr. 2.

Wilkie Collins, Die Blinde. (Poor Miss Finch.) Autorisirte Ausgabe. 4 Bände. Preis Thlr. 4 —.

C. Cressieux, Die Kunstreiterin. 3 Bde. Thlr. 2. 15.

Mrs. Edwardes, Stephan Lawrence. Aus dem Englischen von Sophie Verena. 4 Bde. Preis Thlr. 4. —.

A. M. Edwards, Debenham's Gelübde. Aus dem Englischen von Anna Wünn. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15.

Karl Frenzel, Geheimnisse. Novellen. 2 Bde. Thlr. 2.

Karl Frenzel, Lucifer. Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit. 5 Bde. Preis Thlr. 4. 15.

Fr. Gerstäcker, Das Hintergebäude. Eine Erzählung. 1 Bd. Preis 25 Ngr.

Julius Grosse, Der neue Abälard. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 22½

Julius Grosse, Offene Wunden. 3 Novellen. 3 Bde. Preis Thlr. 2. 15.

Hannah. Von d. Verf. v. „John Halifax." Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis Thlr. 2.

John Halifax, Gentleman. Autorisirte Ausgabe. Zweite Auflage. 4 Bde. Preis Thlr. 3. --

Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXVIII. Jahrgang. 21. Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

Die Grabesschuld.

Nachgelassene Erzählung

von

Charles Sealsfield.

Herausgegeben von Alfred Meissner.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

RBR
Jantz
#248
C.2

Charles Sealsfield.

I.

Es war ums Jahr 1833, als in Deutschland ein anonymer Autor auftauchte, der gleich mit seinen ersten Werken einen gewaltigen Eindruck auf das Gemüth seiner Leser auszuüben verstand. Er brachte transatlantische Reiseskizzen, Bilder, die mit glühenden, ja brennenden Farben dem Beschauer entgegenleuchteten, Naturmalerei in des Wortes höchster Bedeutung, vor der Humboldt's Schilderung jener Gegenden wie eine blasse Aquarellmalerei zurücktrat. Diesen Skizzen folgten Romane, gewaltige Gesellschaftsbilder, Schilderungen politischer Zustände, wo Völker aus primitiver Form heraus im großartigen Kampf nach höherer politischer Gestaltung ringen. Die Länder seiner Vorliebe waren die Südstaaten Amerikas, Texas, Louisiana, Mexico. Die Felseinöden der Cor-

dilleren, über die, wenn die Sonne gesunken, das Sternbild des Kreuzes aufgeht, die Steppen von Texas, in deren Unermeßlichkeit sich der Schritt verliert, die Urwälder mit ihren Niederlassungen, das von finstern Geistern bewohnte Paradies von Mexico, schön und furchtbar zugleich, das Alles stand mit den Farben des lebendigsten Realismus vor unsern Augen. Der Autor war aber auch in den Salons der englischen Weltstadt ebenso zu Hause wie in den Schiffervierteln von Newyork, wo er uns die Zustände deutscher Auswanderer sehen ließ. Niemand vor ihm hatte das gemalt oder so gemalt. Vor allem war Cooper, der vielgelesene, überboten und einer Zeit, die so gern aus der einengenden Umgebung und dem Druck des patriarchalen Absolutismus nach Amerika als einer neuen Welt hinüberblickte, eine weite, unendlich fesselnde Perspective eröffnet.

Doch gehörte dieser Schriftsteller, dessen Werke in deutscher Sprache erschienen, wirklich Deutschland an? Seine Signatur blieb, auch als er 1845 in der neuen Ausgabe seiner gesammelten Werke mit dem Namen Charles Sealsfield hervortrat, eine räthselhafte. War er ein Engländer oder ein Amerikaner? Waren diese deutschen Bücher Originale oder Uebersetzungen

aus dem Englischen? Man wußte gar nichts über des Autors Abstammung. Als St. René Taillandier ihn in der „Revue des deux Mondes“ besprach, sagte er: „Ich weiß nicht, ob Herr Sealsfield aus den Nord- oder Südstaaten Amerikas stammt, einige seiner Erzählungen spielen in Newyork und in Philadelphia, andere in Louisiana und Arkansas. Ich möchte zu der Ansicht hinneigen, daß er in den Südstaaten und zwar in dem schönen Louisiana geboren sei, welches er mit solcher Vorliebe beschreibt, nicht fern vom Mississippi, welcher ihm so viel bewunderungswürdige Gemälde geliefert.“ Wirklich schien er weder seiner Bildung noch Abstammung nach ein Deutscher. Solche Beherrschung des fremdartigsten Stoffes, solcher Einblick in wirre, chaotische, bisher fast unbekannte Verhältnisse schienen gegen die Annahme zu sprechen, daß Sealsfield als Eingewanderter oder gar nur als Tourist an das Werk seiner Schilderungen gegangen. Immer leuchtete ein Stolz auf Amerika durch, überall schien ein Bürger des amerikanischen Staatenbundes zu reden, der seine Nation für die erste der Welt hält, der nur Amerikaner, Briten und höchstens noch Franzosen als Völker gelten läßt, deren Geschichte werth ist, daß freie Männer sie lesen. Warum aber

mischte sich immer ein so bitterer, herber, schmerzlicher Ton ein, wenn er von Deutschland sprach, der Nation, „die aller Welt Schmerzen und Nöthen kennt und fühlt, nur nicht die eigenen"? Wie konnte er unsere Zustände so genau kennen, wenn er wirklich aus amerikanischen Zuständen hervorgegangen war? Warum schilderte er die Erniedrigung deutscher Einwanderer und ihren Knechtssinn, „der sich mit Füßen treten läßt, wie er es daheim gewohnt", mit einer so eigenthümlichen Ergriffenheit?

Indessen lebte der Autor, den man vordem, solange seine Bücher noch anonym erschienen, den großen Unbekannten nannte und jenseits des Oceans seßhaft wähnte und der, seitdem er sich jetzt als Charles Sealsfield enthüllt hatte, auch nur einem kleinen Kreise von Menschen bekannt war, die längste Zeit in der Nähe Deutschlands, in der nördlichen Schweiz. Er war, nachdem er zuerst einige Jahre in Tägerswilen im Kanton Thurgau, dann in Feuerthalen bei Schaffhausen fast unbekannt gelebt, im Jahre 1833 nach Zürich gekommen, wo er sich bei einem Gemeindebeamten in Unterstraß bei Zürich einquartierte. Er war ein Mann von militärischem Aussehen mit breitem, starkem Gesicht, etwas hervorstehenden Backenknochen,

mit Schnurr- und Backenbart, der deutsch ohne jeden Dialekt sprach und keinem Amerikaner gleich sah. Er hatte im höchsten Grade einsiedlerische Gewohnheiten, besuchte nie öffentliche Orte, liebte es, einsame Spaziergänge zu machen und den Abend zu Hause zuzubringen. Herkunft und frühere Laufbahn pflegte er nie zu berühren. Alles, was er denjenigen Personen, zu denen er in näherer Beziehung stand, sagte, war, daß er einige Jahre Redacteur eines großen politischen Blattes in Newyork gewesen und Grundeigenthümer in Louisiana sei. Hier in Zürich, wo er mehrere Jahre lebte, hatte er den „Legitimen und die Republikaner", den „Virey" und die ersten Bände der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" herausgegeben, von hier aus leitete er auch die Gesammtausgabe seiner Werke. Er war nur mit vieler Mühe zu bewegen gewesen, dieser Publication seinen Namen beizusetzen.

Dreimal unterbrach er seine schweizer Zurückgezogenheit durch Reisen nach Amerika — 1837, 1850, 1859 — um seine Plantage in Louisiana zu besuchen, deren Werth sich seit dem Ankauf, wie er gelegentlich einmal äußerte, verzehnfacht hatte. Dreimal kehrte er zurück. Willens, sein Leben auf schweizer Boden zu beschließen, hatte er sich jetzt unweit Solothurn ein

Bauernhaus, unter den Tannen genannt, gekauft.

Hier arbeitete er noch mehrere Werke zum Drucke aus, aber sie erschienen nicht, denn er wurde von keiner Seite mehr darum angegangen. Er war seit dem Jahre achtundvierzig dem Publikum aus den Augen gekommen. Die Ereignisse hatten die Aufmerksamkeit ganz von ihm abgelenkt, man bekümmerte sich nicht mehr um ihn. Ohne literarische Freunde, außerhalb jeder Coterie stehend, außer Zusammenhang mit tonangebenden Blättern, kam er allmälig in Vergessenheit. Andere Schilderer Amerikas traten auf und drängten ihn in den Hintergrund, obgleich sie, mit ihm verglichen, nur Schüler und seine Nachahmer waren. Der ersten Gesammtausgabe war keine weitere nachgefolgt.

Die Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit des alten Hagestolzen war, seitdem er im Bauernhaus „unter den Tannen" wohnte, eine noch tiefere und vollständigere als ehedem, kaum daß er dann und wann mit einem der angeseheneren Männer von Solothurn zusammenkam. Doch war er keineswegs ein Menschenfeind, wofür man ihn hielt, weil er, seiner leidenden Augen wegen, die Fensterladen geschlossen

ließ, als ob er die Menschen nicht sehen wollte. Im Gegentheil, die wenigen Personen, die ihn besuchten, fanden eine freundliche Aufnahme in schlichten, beinahe patriarchalischen Formen. Er machte jetzt noch mehr als sonst den Eindruck eines quiescirten Militärs. Das ergraute Kopfhaar war kurz geschnitten, der Schnurrbart mit der Scheere kurz zugestutzt, die tiefliegenden, scharfblickenden Augen schauten hinter einer goldenen Brille hervor. Er wohnte beinahe einsiedlerisch im Hause und hatte manche Eigenthümlichkeit. So konnte er sich nicht entschließen, sein Portrait in die Welt zu schicken, wiewohl er darum öfter von Zeichnern angegangen worden war. Er ärgerte sich über das Glockengeläute der in der Nähe seines Häuschens gelegenen Klöster und wich auf seinen Spaziergängen katholischen Geistlichen sorgfältig aus.

Er arbeitete noch an einem Roman „Ost und West", den er als Seitenstück zu seinem großartigen Werke „Süden und Norden" bezeichnete; der Buchhandlung, welche seine Gesammtausgabe herausgegeben, kündigte er das Buch als dreibändig und bereits fertig an; man bekam es aber nicht zu sehen. Gegen Ende 1863 hatte er zu kränkeln begonnen; er hatte nun schon die Siebzig überschritten. Ein Unter-

leibsleiden warf ihn aufs Krankenlager; nach langen und schmerzlichen Leiden stirbt er unter fremder Hände Pflege am 28. Mai 1864. Sein Tod hatte eigentlich erst wieder auf ihn aufmerksam gemacht. Er war den Zeitgenossen so aus den Augen gerückt gewesen, daß die meisten der Ansicht waren, der Verfasser der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären", Charles Sealsfield, sei längst in seine Heimat jenseits des Oceans zurückgekehrt und dort verschollen.

Sein Leichnam war auf dem Nikolaikirchhof bei Solothurn bereits beigesetzt, als sein Testament eröffnet wurde. Es fanden sich darin folgende merkwürdige und überraschende Bestimmungen:

„Ich, Charles Sealsfield, Bürger der Vereinigten Staaten, bezeichne als meine Haupterben die ehelichen Nachkommen des Anton Postl und seiner Ehefrau Juliana, geborenen Rabel, wohn- und seßhaft zu Poppitz im Markgrafenthum Mähren, Znaymer Kreises, Herrschaft Pöltenberg, im Kaiserthum Oesterreich, der in den Jahren 1810 und früher bis 1820 und später im benannten Orte eine bedeutende Landökonomie besaß, Ortsrichter und Vorstand der Gemeinde und Vater von sieben Kindern war, darunter fünf Söhne und zwei Töchter.

Die Söhne und Töchter dieser beiden Eheleute erben nun jeder und jede einen Haupttheil der Erbschaft. Sollte jedoch einer dieser fünf Söhne oder zwei Töchter mit Tod abgegangen oder sonst abhanden gekommen sein, so fällt sein Hauptantheil seinen Kindern zu, und sollten auch keine Kinder vorhanden sein, den übrigen Söhnen und Töchtern der Familie und ihren Kindern, mit Ausnahme jedoch zweier Jünglinge, die zwar in diese Erbschaft eingeschlossen, zu deren Gunsten aber Verfügungen getroffen sind, die sofort bekannt gemacht werden sollen. Besagte zwei Jünglinge haben folgende Eigenschaften zu besitzen: sie müssen eheliche Nachkommen des Anton und der Juliana Postl, dürfen nicht über zwanzig und nicht unter fünfzehn Jahre alt, müssen gesund, mäßig und unverdorben sein. Dieselben erhalten, sowie ihre Lust und Tauglichkeit constatirt ist, nach den Vereinigten Staaten von Amerika auszuwandern und sich dort eine neue Existenz zu gründen, behufs dieser Auswanderung und der ersten Aufenthaltskosten die nöthigen Summen aus dem testamentarischen Nachlasse durch den Testamentsvollstrecker Nationalrath Peyer in Hoff bei Schaffhausen, welcher ihnen überdies die nöthigen Auswanderungsanweisungen ertheilen wird" u. s. w.

So das Testament. Und da wir so weit gekommen, wollen wir uns in Poppitz umsehen und ältere Leute fragen, was sie von Anton Postl und seiner Ehefrau Juliana, geborenen Rabel, wissen; dann wird sich von selbst erklären, wer Charles Sealsfield gewesen.

II.

Das Dorf Poppitz, eine Stunde von Znaym entfernt, liegt beinahe verborgen in einem Thalkessel, von Obstbäumen und Weinbergen umgeben, inmitten reicher Saatfelder. Die Häuser sind sauber gehalten und machen auf den Beschauer einen freundlichen Eindruck. Die Bevölkerung ist deutsch.

Der Pfarrkirche gegenüber liegt ein ebenerdiges, ziegelgedecktes Wohnhaus, vor welchem sich ein Blumengärtchen befindet. Das Innere des Gebäudes, das die Nummer 56 trägt, unterscheidet sich in nichts von der Bauart eines gewöhnlichen Bauernhauses. Ein schmaler Gang zieht sich durch dasselbe, zu dessen beiden Seiten sich niedere Stuben befinden. Rückwärts schließt sich ein mit Wirthschaftsgeräthen bedeckter Hof

dem Vordergebäude an, im Hintergrunde steht das Preßhaus. Alles befindet sich ganz in demselben Zustande, in welchem es vor fünfzig Jahren gewesen.

In diesem Hause lebte der Mann, dessen das Testament Sealsfield's erwähnt, der Ortsrichter und Gemeindevorstand Anton Postl. Er war ein Bauernaristokrat, der in seinem kleinen Bauernbesitzthum ein strenges Regiment führte. Aeltere Leute erinnern sich noch seiner als einer ziemlich großen Gestalt mit scharf ausgeprägten Zügen, corpulent, meist in einem dunklen Bauernrock, Sammtmanchesterhosen, Schnallenschuhen. Er war ein jähzorniger Charakter, der lieber gefürchtet als geliebt sein wollte. Wenn er seinen Weg durchs Dorf nahm, grüßte Alt und Jung ehrerbietig, denn man hatte Beispiele, daß der gestrenge Herr Ortsrichter den Haslinger gern schwang. Selbst die eigene Familie fühlte nicht selten die schwere Hand des grimmen Haustyrannen.

Der alte Ortsrichter hatte, wie das Testament ganz richtig sagt, fünf Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn Karl war am 3. März 1793 geboren und kam auf das Gymnasium nach Znaym. Er war ein ehrgeiziger Knabe, den die Ferien nicht freuten,

weil die tyrannische Zucht, die im Vaterhause herrschte, ihm dort den Aufenthalt verleidete.

Das einzige Ereigniß, das der Gymnasiast in der kleinen mährischen Kreisstadt an der Thaja erlebt haben muß, ist ein Bild der Napoleonischen Zeit. Am 17. November 1805 rückten die Chasseurs dort ein, die Garde du corps folgte und lagerte sich auf dem obern Platze. Nachmittags um vier Uhr langte Napoleon an, enthusiastisch begrüßt von den Seinigen. Sicherlich trieb sich damals das Studentlein unter den Kriegsleuten umher, sicherlich fühlte es sich da von den Schauern einer geschichtlichen Epoche zuerst erfaßt.

Als der Knabe alle Klassen des Znaymer Gymnasiums absolvirt hatte, kam er ins Elternhaus zurück, trat vor die Mutter und fragte: „Mutter, was soll ich nun werden?“ Die Mutter erwiderte in großer Bewegung: „Müßt' ich glauben, daß Du jetzt noch zweifelst, was aus Dir werden soll, so würde mich jeder Kreuzer reuen, den wir an Dich wandten, und jede Entbehrung, welche wir uns auferlegten, Deine Studien möglich zu machen.“ Das war Antwort genug. Die Pfarrei Poppitz und die nahegelegene Propstei Pöltenberg gehörten dem Orden der Kreuzherren, der, ursprünglich (1217), gleich dem der Templer und

Johanniter, zum Schutze der Pilgrime ins heilige Land gestiftet, sich später in einen Mönchsorden mit ziemlich freien Ordensregeln verwandelt hat. In diesen sollte Karl Postl, genügender Protection gewiß, eintreten. Es war, wie es so oft bei Müttern aus dem Bauernstande der Fall ist, der sehnlichste Wunsch der Juliana Postl, ihren ältesten Sohn als geistlichen Herrn zu sehen, in diesem Falle als Kreuzherrn, im schwarzen Talar, das rothseidene Kreuz auf der Brust.

Der Sohn gab dem Willen seiner Mutter nach und trat 1813 als Novize in das Prager Ordenshaus. Es ist dies das schöne Klostergebäude in der Altstadt zunächst der Brücke, aus dessen Fenstern man die herrliche Aussicht auf den Strom und den Hradschin hat. Daran anstoßend erhebt sich die schöne Kuppelkirche zu St.-Franz, in welcher bei großen Festen der Generalgroßmeister, mit dem Schwerte umgürtet, die Messe liest. Das Leben der Conventsmitglieder ist ein behäbiges und behagliches und scheint aller Askese und religiösen Beschaulichkeit fern zu liegen. Damit den Statuten genügt werde, die vom Orden die Pflege und Heilung der aus dem heiligen Lande kommenden Pilgrime fordern, hält das Kloster als Pfleglinge einige alte Männer fest, die sich in rothe

Kittel kleiden müssen und gleichsam als Exemplare einer aussterbenden Menagerie im Klosterhof auf und ab gehen. Im Uebrigen liefern großes Eigenthum an Grund und Boden, zahlreiche Bierbrauereien und der Besitz der dem Stifte Tepel gehörigen Marienbader Quellen die Mittel und Unterlage einer bequemen und sattsam materiellen Existenz.

So war und ist noch heute das Kloster, in welches Karl Postl eintrat. Ein paar Jahre später wurde er zum Priester geweiht und hieß Secretariatsadjunct, bis ihn der Großmeister Köhler zum Ordenssecretär ernannte.

In dieser Eigenschaft wurde er eines Tages nach Poppitz geschickt, um die dem Kreuzherrenstift Pöltenberg gehörigen und dort befindlichen Weinkeller zu visitiren. Sein Auftreten dem Vater gegenüber, der als herrschaftlicher Kellermeister ihm die Rechnungen vorzulegen hatte, war ein brüskes und herausforderndes. Er gerirte sich als Befehlshaber und Vollmachtbesitzer. Auf seinen Ausspruch, er sei als Obrigkeit gekommen, sein Vater müsse ihm Folge leisten, gerieth dieser in die größte Wuth. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, ergriff er eine schwere Stange und verfolgte seinen Sohn, der sich nur durch eilige Flucht rettete.

Es war dies eine der ernstesten Begegnungen zwischen Vater und Sohn, aber auch die letzte. Der Ordenssecretär wurde in seinem Heimatsdorfe nie mehr gesehen.

Ein jüngerer Bruder, Josef, studirte seit 1817 in Prag. Einmal, im April 1822, erhielt er den Besuch seines Bruders, des Priesters. Dieser war in heftigster Aufregung. Er schilderte dem ängstlich Zuhörenden die innern Kämpfe, denen er erliegen müsse, wenn er noch länger im Kloster bleibe; sein Geist habe längst mit den Dogmen der katholischen Kirche gebrochen; er liebe übrigens ein Fräulein von Adel, das in Wien lebe, und werde wieder geliebt. Er werde das Kloster für immer verlassen. „Willst Du von mir Abschied nehmen", sagte er, „so komme morgen früh um acht Uhr ans Kloster; dort wirst Du mich in einen Wagen steigen sehen. Ich geleite einen Ordensbruder zur Brunnenkur nach Karlsbad. Aber ich kehre nicht mehr heim, Du siehst mich nie wieder."

Josef Postl fand sich am andern Morgen vor dem Kloster ein. Da stand wirklich der Wagen, der die Reisenden aufnahm. Der junge Geistliche drückte seinem Bruder unter Thränen die Hand. Dieser konnte nicht glauben, daß es wirklich ein Abschied fürs Leben

sein sollte. Und doch war es so. Er sah ihn nie mehr. Karl Postl ging von Karlsbad nach Wien, wo ihm ein Gönner die eben erledigte Stelle eines Hofkaplans zugesagt haben sollte. Es war ein Vorwand, um wegzukommen. Nach einem Besuch bei jener hochgestellten Dame, die er von Prag aus kannte, verschwand er für immer, man hörte nie mehr eine Silbe von ihm.

So erschütternd und niederschlagend die Nachricht dieser Flucht und das spätere Verschollensein Karl Postl's auf die übrige Familie wirkte, besonders auf die Mutter, deren Liebling er gewesen, so kalt ließ es den Vater. Er schien sich nicht über den Verlust zu härmen, sprach nie von dem verlorenen Sohn und selbst dann nicht, als er am Ende der dreißiger Jahre schwer erkrankte und an die Abfassung seines Testaments ging. Der Alte hatte übrigens noch einen Schlag erlitten. Ein jüngerer Sohn wurde ein Trunkenbold und nahm ein frühzeitiges Ende. Man traf ihn eines Morgens vom Schlag getroffen todt im Bette, neben welchem sich noch ein Maßkrug Wein befand.

III.

Schon nach dem Bekanntwerden des Testaments mußte es im höchsten Grade wahrscheinlich scheinen, daß Charles Sealsfield der verschwundene Karl Postl sei; denn wie sollte ein Amerikaner dazu gekommen sein, sein Vermögen den Kindern eines Bauers in Mähren zu vermachen? Nun erklärte sich sein lebenslängliches Cölibat, die Scheu, sein Bildniß unter die Leute zu bringen, sein Ausweichen vor katholischen Geistlichen, die Ungeduld über das Glockengeläute der Klöster, die sich in der Nähe seiner Wohnung unter den Tannen befanden. Aber es sollten die Indicien der Identität immer schärfer hervortreten. Karl Postl war 1793 geboren, nun ergab es sich aus den Listen der schweizer Volkszählung von 1860, daß Sealsfield

dasselbe Jahr 1793 als sein Geburtsjahr angegeben hatte. Ferner hatte er verordnet, auf seinen Grabstein ein S zu setzen und ein C mit der innern Wölbung senkrecht darüber zu stellen, was zusammen ein lateinisches P ergab. Der wirkliche Nachweis der Identität sollte aber erst geliefert werden, als sein Bruder Josef wegen Uebernahme der Erbschaft nach Solothurn kam. Die Aehnlichkeit der Gesichtszüge des Erben mit denen des Verstorbenen war gleich anfangs von allen anerkannt worden, nun zeigte es sich, daß die Handschrift Sealsfield's im eigenhändig geschriebenen Testamente der des verschollenen Bruders noch immer ähnlich sei.

Die Thatsache, daß Charles Sealsfield identisch mit Postl, mußte nun Jeden, den psychologische Vorgänge interessiren, in das höchste Erstaunen versetzen. Wie hatte der Klosterzögling, der nur die mangelhafte Vorbildung damaliger österreichischer Schulen erhalten, der Schüler Metternichisch-klerikaler Institute, so rasch sich alle jene Eigenschaften männlicher Reife und umfassender Weltkunde zu erringen gewußt, welche seine Bücher in den Augen der ganzen zeitgenössischen Kritik als echte Produkte eines durch Erfahrung geschulten, mit allen Klassen der Gesellschaft vertrauten, im höchsten

Sinne geistig freien Bürgers der Vereinigten Staaten erscheinen ließen? Während er Amerika unter allen Breitengraden schilderte, kam Niemand auf den Einfall, der Schilderer könne ein Anderer als ein Vollblut-Amerikaner sein, und doch hatte man sich ihn jetzt als einen Eingewanderten zu denken, der wenige Jahre zuvor im schwarzen Gewande der Kreuzherren durch die Gassen Prags gewandelt. Wie er jetzt die Berglande Mexicos, die Savannen und Urwälder des fernen Westens im Bilde aufrollte, da schien Alles auf Selbsterlebniß zurückgeführt werden zu müssen. Man meinte, ein Menschenleben sei kaum hinreichend, so viel fremdartige Verhältnisse kennen zu lernen und in sich aufzunehmen. Schloß man von den Hauptfiguren auf den Autor selbst zurück, so mochte man sich ihn am liebsten als einen quiescirten Seekapitän oder einen ehemaligen Militär denken, der, nach all den tausend überstandenen halsbrecherischen Abenteuern ausruhend, am Abend seines Lebens zur Feder greift. Da erfuhr man, daß er bis zu seinem neunundzwanzigsten Jahre Klostergeistlicher in Böhmen gewesen. Das Befremden mußte außerordentlich sein, daß wenige Jahre so viel Früchte gereift, so viel Figuren und Situationen dem schildernden Pinsel geliefert, den Mann im Norden wie

im Süden eines andern Welttheils heimisch machen konnten. Wirklich, dies rasche Erfassen des total Fremden kann gar nicht genug bewundert werden.

Zugleich muß uns der mit eiserner Consequenz festgehaltene Standpunkt auffallen, sein Leben erst von seiner Ankunft in Amerika zu datiren und das, was davor liegt, gar nicht vorhanden sein zu lassen. Gehen wir alle später mit Sealsfield's Namen publicirten Bücher durch, nichts, gar nichts, nicht die leiseste, wider Willen sich einschleichende Reminiscenz, kein unwillkürlich entschlüpftes Wort gemahnt an seine Abstammung und an die verlebte Jugend, sodaß, wenn man sich lediglich an seine Bücher hielte, die Palingenesie, die Seelenwandlung, die completeste wäre, die je vorgekommen.

Wohin begab sich aber Karl Postl, möchte man fragen, nachdem er, gewiß nur höchst nothdürftig mit Geld versehen, das Kloster verlassen hatte, um in der Welt sein Glück zu machen? Wie lange blieb er in England? Wann kam er nach Amerika? In welche Stellung trat er ein? Welche Bekanntschaften machte er?

Alle diese Fragen bleiben ohne Antwort. Niemand, der ihn als Postl oder Sealsfield in England oder in der neuen Welt gekannt, hat über ihn berichtet.

Er selbst bringt höchst selten ein Datum oder eine Angabe des Aufenthalts und wir finden sogar, daß er uns zuweilen irreführt. Ein interessantes Beispiel solcher Irreführung werden wir später beibringen; hier wollen wir nur erwähnen, daß er einmal, in der Vorrede zu „Morton", schreibt: „Ich habe England zu verschiedenen Zeiten besucht, und obwohl damals noch sehr jung, steht mir doch John Bull vom Jahre 1816 und 1817 noch lebhaft vor Augen." Wir wissen jetzt, daß er erst im Jahre 1822 den Boden Englands betreten.

Nur einmal führt er uns auf die Spur persönlicher Beziehungen, wenn er die Bände des Kajütenbuches dem Hon. Joel R. Poinsetet, ehemaligen Kriegsminister der Vereinigten Staaten, widmet; über die Natur dieser Beziehungen wissen wir nichts.

Für mich ist kein Zweifel, daß Postl Kaufmann geworden war, daß Geschäftsreisen ihn weit und breit herumführten und daß endlich glückliche Speculationen auf eigene Faust ihm rasch ein bedeutendes Vermögen verschafften.

Schon 1827 wendet er sich der Schriftstellerlaufbahn zu, doch ohne sich ihr ausschließlich zu widmen; er schreibt zuerst in englischer Sprache. In diesem Jahre bringt

ein Newyorker Blatt: „The mirror" die Skizze„ A night on the bank of the Tenessee", die wir in den „Transatlantischen Reisebildern" finden; im folgenden Jahre erscheint von ihm bei Bentley in London: „Austria as it is" und bei Carrey und Lea in Philadelphia: „Tokeah, or the white rose."

Er selbst lernt in diesem selben Jahre 1828 Mexico kennen. Dem Roman „Der Virey" ist eine Skizze vorangestellt, in welcher er seine Empfindungen beschreibt, wie das Bild der Küste von Veracruz vor ihm auftaucht; sie ist, wie er am Schlusse bemerkt, seinem Tagebuche von 1828 entnommen.

Auch noch bei dieser Reise nehmen wir kaufmännische Geschäfte als Veranlassung an. Das Wunderreich, von welchem Alexander von Humboldt kurz zuvor den Schleier weggezogen, konnte wohl den Freund großartiger Landschaftsbilder reizen, aber das eben aus der Krise furchtbarer Bürgerkriege getretene Land war damals am wenigsten für bloßen Touristenbesuch beschaffen.

Nun erst kommen wir zu einer Periode, über die Sealsfield selbst einige Aufklärung gegeben. Er hat nämlich, von der Brockhaus'schen Verlagshandlung aufgefordert, für die neue Auflage ihres Conversationslexikons (die zehnte) eine Selbstbiographie niederzu-

schreiben, über sein weiteres Leben Folgendes berichtet:

Von seiner Reise aus Mexico zurückgekehrt, habe er sich in die südwestlichen Staaten der Union begeben, mit der Absicht, sich an einem passenden Orte niederzulassen. Er habe Ländereien in Louisiana erworben und Baumwollpflanzer werden wollen. Um Neger zu kaufen, sei er nach New-Orleans gekommen, sei, um seine Wechsel zu erheben, zum Banquier gegangen und von diesem glänzend empfangen und bewirthet worden. Drei Tage danach und zwar noch vor Auszahlung der Anweisungen habe der Mann seinen Bankrott erklärt. Sealsfield habe so den größten Theil dessen verloren, was er binnen Jahren zusammengebracht. Er habe den Kauf rückgängig machen und sich auf den kleinsten Theil davon beschränken müssen. Welchem Leser fällt hier nicht die Gestalt des jugendlichen hochsinnigen Morton ein, der durch den Untergang eines Schiffes sein ganzes Vermögen verliert! Wer möchte nicht darauf schwören, daß der Autor bei dieser Gelegenheit seine eigene Katastrophe vor Augen gehabt?

Er bleibt nun nicht in Louisiana, kehrt nach Newyork zurück und begibt sich ganz aufs literarische Gebiet, und zwar zunächst auf das der Publicistik. Er

wird aufgefordert, die Leitung des Hauptorgans der französisch-amerikanischen Bevölkerung, des „Courrier des états-unis zu übernehmen, und wird Redacteur. Sein Sprachtalent muß groß gewesen sein. Erst vor kurzem ein englischer Autor geworden, wird er jetzt französischer Publicist. So kommt das Jahr 1830 heran, die Julirevolution wirft den Thron der Bourbonen über den Haufen. Der Exkönig von Spanien, Josef Bonaparte, der im Staate New-Jersey und zwar zu Bodantown am Delaware bisher als Privatmann gelebt, reich und angesehen, doch ebenso wenig wie andere Mitglieder seiner Familie ohne Restaurationsgedanken geblieben, kauft den „Courrier" und will ihn in ein Organ für Napoleonische Tendenzen verwandeln. Er verständigt sich mit Sealsfield, dem er in Gemeinschaft mit seinem Privatsecretär und Hausfreund Felix Lacoste, spätern französischen Generalconsul, die weitere Redaction übergibt.

Wir haben uns jetzt Sealsfield als bonapartistischen Parteigänger zu denken, der übers Meer hinweg dem Julikönigthum den Krieg erklärt. Vermuthlich hält er die Orleans für einen bloßen Ableger und vielleicht noch einen schlechten Ableger der Bourbonen, was sie allerdings sein mögen. Doch er führt die Redaction

nicht lange. Er geht nach London, wie es heißt, mit Aufträgen Josef's, mit welchem er in brieflichem Verkehr bleibt.

Es liegt der Gedanke nahe, daß der von Newyork im Jahre 1832 abreisende Sealsfield im Hafen vorübergegangen sein könne an seinem Landsmann Nikolaus Lenau, der eben ausgestiegen war, um sich in den Urwäldern eine Heimstätte zu suchen. Ein Romanschriftsteller würde es unbedingt annehmen, würde sie über das Metternich'sche Oesterreich plaudern, den von Amerika begeisterten Sealsfield dem melancholischen Lenau Muth zusprechen und Aussichten eröffnen lassen. Der strenge Biograph weiß allerdings nichts davon.

Es heißt, in London habe Sealsfield mit Lord Brougham, Aberdeen und Palmerston verkehrt. Auch nach Paris sei er gekommen, wo er, wie früher in London, Correspondenzartikel für den „Morning Courier" und „Enquirer" geschrieben.

Bald darauf siedelte er zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit in die Schweiz über und zwar nach Tägersweilen bei Schaffhausen.

Daß den Mann, der dem Exkönig Josef nahe gestanden, der Umstand zu dieser Wahl bewog, daß in dem benachbarten Arenenberg die Exkönigin Hortense mit

ihren Söhnen lebte, ist denkbar, aber nicht constatirt. Hingegen ist es ausgemacht, daß Sealsfield in dieser Zeit öfter ins Arenenberger Schlößchen kam und noch später mit der Königin correspondirte.

Wahrlich, diese Partie seines Lebens ist wieder sehr dunkel und es ist fraglich, ob sie jemals aufgehellt wird. Nun aber beginnt Sealsfield's eigentliche literarische Epoche. Der bereits vierzigjährige Mann geht ganz zum Roman über, den er mit voller, gereifter Kraft aus der bisherigen Sphäre des blos provinziellen Lebens, des geschichtlichen oder des Familienbildes heraushebt und erweitert zum Doppelbilde alter und neuer Welt, und zwar einem solchen, in welchem uns die nordamerikanische Union als ein Muster großartiger Lebensthätigkeit hingestellt wird, um die zurückgebliebene alte Welt zur Anspannung ihrer Kräfte und zur Nachbildung jener Zustände zu reizen.

Doch hier angelangt, wollen wir in der biographischen Erzählung innehalten, um die besonders charakteristischen Werke des Mannes in kurzer Ueberschau an uns vorübergehen zu lassen.

IV.

Die Notiz, daß Sealsfield zuerst anonym mit einem Buche „Austria as it is", hervorgetreten, verdanken wir einem Zufall.

Einer der wenigen Literaten, die in den fünfziger Jahren den alten Einsiedler in seinem Hause unter den Tannen bei Solothurn aufgesucht, der Deutsch-Ungar Kertbeny, findet auf seinem Tisch ein älteres englisches Buch mit obigem Titel. Sealsfield fragt seinen Gast, ob es ihm je zu Gesicht gekommen, worauf dieser äußert, es sei dies ein Werk, das einst die deutsche Bundespolizei mit vollem Nachdruck verfolgt habe; der Autor, ein zweiter Junius, sei unbekannt.

Nun habe Sealsfield geantwortet: „Es ist mein Erstlingswerk."

Als der Besucher hierauf fragte, ob er die Mit-

theilung als eine vertrauliche zu bewahren habe, erhielt er die Antwort, dies sei nicht nöthig. Er hat infolge davon die Notiz seinen „Erinnerungen an Sealsfield" einverleibt.

Seit ich diese Stelle in Kertbeny's Broschüre gelesen, war es mein Wunsch, dieses Buches habhaft zu werden. Erstlich war es denkbar, daß es einen neuen Beweis zur Identitätsfeststellung des Autors liefere, andererseits war es mir interessant zu erfahren, wie Sealsfield sich über Oesterreich ausgesprochen.

Wo aber das Buch auftreiben? Anfragen bei Antiquaren blieben vergeblich, ebenso Nachforschungen in Bibliotheken. Es blieb schließlich nichts übrig, als es in der Bibliothek des Britisch-Museum zu verlangen. Dort mußte es sein. Einer alten Anordnung zufolge muß von jedem in England erscheinenden Werke ein Exemplar bei diesem großen nationalen Institut hinterlegt werden. Und in der That, es fand sich: „Austria as it is, or Sketches of the continental courts" (London, Bentley 1828). * Es ist mir vergönnt gewesen, Einsicht davon zu nehmen, und seitdem ist

*) Mit dem Motto:

And yet it's surcly neither shame nor sin
To learn the world and those who dwell theirin.
Goethe.

es für mich zweifellos, daß es wirklich von Sealsfield stamme.

Die ersten Zeilen befremden. „Der Verfasser", beginnt der anonyme Autor seine Vorrede, „ist ein geborener Oesterreicher, der nach fünfjähriger Abwesenheit sein Vaterland wieder besucht und die Zustände dort vorgefunden hat, wie er sie in den nachfolgenden Blättern schildert." Was, fragen wir, wäre Sealsfield von Mexico und der Union wieder nach Oesterreich zurückgekehrt und Niemand wüßte etwas davon? Die Angabe: nach fünfjähriger Abwesenheit, paßt. 1822 hat er, wie wir wissen, das Kloster verlassen, das Buch aber, welches die Jahrzahl 1828 auf dem Titel trägt, ist sicher schon 1827 geschrieben. Doch holen wir uns aus dem Buche selbst unsere Ueberzeugung.

Der Autor ist in Havre gelandet, reist über Karlsruhe und Kassel nach Dresden und betritt bei Peterswalde österreichisches Gebiet. Man will seine Koffer revisitiren, fragt, ob er Bücher bei sich führe, aber die Eigenschaft der Person, mit welcher er reist, sichert ihre Effecten vor Durchsuchung; man könnte denken, daß er ein Mitglied einer Gesandschaft ist, vielleicht den amerikanischen Gesanden selbst begleitet. Er kommt

nach Prag, das er als eine der malerischsten und edelsten Städte Europas bezeichnet; die Ortskenntniß, die er an den Tag legt, zeigt, daß er dort zu Hause ist. Beim Grafen Clam-Gallas zu zwei Darstellungen seines Haustheaters geladen, sieht er „Maria Stuart" und „Tasso" aufführen und nennt eine Gräfin Schlick eine vorzügliche Darstellerin. Er spricht vom Stadttheater, auf welchem man Schiller nicht aufführen darf, wenngleich dessen Werke zu lesen erlaubt sind, spricht vom musikalischen Sinne des Publikums, dem Mozart zuerst seinen „Don Juan" vorgeführt, und im Gegensatz vom Prager Conservatorium, das seine weltberühmte Schülerin, die Sontag, für talentlos erklärte und entließ. Nun kommt er auf den Polizeidruck, unter welchem das Land verkümmert, zu sprechen. Das Spionirsystem, das die Dienstboten gegen ihre Herrschaft in Sold nimmt, die Enthebung des nicht ganz streng kirchlich gesinnten Professors Bolzano von der philosophischen Lehrkanzel, die Misère des österreichischen Studienplans finden ihre Schilderung. Er spricht von dem in Ketten gelegten Schätzen böhmischer Literatur aus den vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, deren Veröffentlichung verboten, während andrerseits eine einzige unter der Controlle des Oberst

burggrafen stehende Zeitung für das geistige Bedürfniß des Landes sorgt. Schließlich meint er, die Stimmung in den niederen Klassen sei eine solche, daß ein Hampden, der zu den Böhmen in ihrer eigenen Sprache spräche und sie anriefe, als ein neuer Ziska bald eine Million Anhänger um sich geschaart sähe.

Auf der Wieterreise sieht er Kolin, „wo Friedrich der Große den Ruhm der Unbesiegbarkeit verlor", und bekommt bald die Fluren seiner Heimat zu Gesicht. Er gibt in Umrissen die Geschichte des alten großmährischen Reiches. Die Dörfer scheinen ihm eine Heiterkeit und einen Wohlstand der Bewohner anzukündigen, die nicht ein zweites Mal auf dem Continent zu finden. Die Kirchweihen, die Trachten und Tänze des Landvolks werden beschrieben. Einmal, bei geringfügigem Anlaß, bricht sich das zurückgehaltene Heimgefühl gewaltsam Bahn. Das alte Tirolerlied „Wenn ich in der Früh aufsteh'", das er, als Gast zu einem Adligen in einem Schloß an der Donau geladen, in einem Parke singen hört, versetzt ihn in Entzücken und entlockt ihm Thränen. Die Weine erhalten ihr eigenes Kapitel, er erzählt, wie 1783 und 1794 die Franzosen in den österreichischen Kellern gehaust. In Bezug auf österreichische Abteien, zum

Beispiel Klosterneuburg, geht er in Einzelnheiten ein. So kommt er nach Wien, und hier erst gewinnt das Buch seine politische Bedeutung. Zuvörderst gibt er ein Portrait vom Kaiser Franz, dessen Phlegma immer mehr überhand genommen, seitdem er sich ganz in Metternich's Hand gegeben hat und Siegelwachs verfertigen, Taubenzucht und Violinspiel seine Lieblingsbeschäftigungen geworden; eine ganze Reihe kleiner Hofgeschichten vervollständigt die Charakteristik des patriarchalischen Absolutismus. Nun kommt Metternich selbst an die Reihe, der „große Intriguant, der den Völkern Oesterreichs ein schleichendes Gift, eine wahre geistige Aqua Tofana zu mischen verstand". Sealsfield geht seine Politik durch von seinem ersten Erscheinen beim Congreß zu Rastatt bis auf die neueste Zeit (1827) und stellt den Koblenzer Cavalier als einen Gegensatz hin zur wirklichen österreichischen Aristokratie. Diese kommt bei Sealsfield gut weg; sie stehe im Großen und Ganzen der englischen nicht nach, sie habe das Herz auf dem rechten Flecke und sei mit wenig Ausnahmen von tadelloser Ehrenhaftigkeit. Metternich dagegen sei ganz corrupt, ein habsüchtiger, verlogener Parvenu. Sealsfield charakterisirt sein System, die Jugend systematisch in „Idiotismus hineinzuzwängen",

seine bodenlose Immoralität die nie zaudert, ein Volk zu Grunde zu richten, wenn dabei ein Vortheil für seine Tasche erwüchst. Er brandmarkt das durch Metternich eingeführte und bis zum äußersten Grade ausgebildete Spionirsystem, das eine Armee von zehntausend Delatoren, hier zu Lande Raderer oder Spitzl genannt, mit einem Wochenlohn von einem Dukaten per Mann auf den Beinen hält; dies Spionirsystem vergifte und zerstöre das ganze gesellige Leben Wiens und der großen Provinzstädte. Dann spricht er von Metternich's Kunst, die Hofleute Napoleon's in Sold zu nehmen, während er selbst, der Minister und Reichskanzler, von Rußland, dem erbittertsten Feinde Oesterreichs, in Sold genommen sei und zwar mit noch höherer Gage, als sie sein Fürst ihm zahlte.

Vom Kaiser Franz hat Sealsfield die schlimmste Meinung. Die Völker sind dem braven Franzl lediglich ein Material, seine Provinzen zu vertheidigen. Selbst Niederlagen seiner Armeen mißfallen ihm nicht ganz und gar, wenn seine Brüder, die er sämmtlich haßt, dabei als Heerführer figurirt und sich blamirt haben. „Gerade wie ein großer Herr, dem der Kellermeister ein Dutzend Flaschen Champagner auf der Treppe zerschlagen hat, ausruft: Nun magst Du

zusehen, wo Du ein anderes Dutzend herkriegst, so sagt der Kaiser nach einer verlornen Schlacht oder der Gefangennahme einer Armee: Nun mögt Ihr zusehen, wo Ihr eine neue herkriegt. Und wirklich, die Armee wird zur Stelle geschafft, wie dort der Champagner."

Sealsfield sucht nun nachzuweisen, wie der biedere Franz seit 1809 mindestens zwanzigmal sein kaiserliches Wort gebrochen. Die Rücknahme der feierlichst gegebenen Zusagen, das schonungslose Gebaren mit dem Vermögen und dem Blut der Bürger entlockt ihm die wildesten Rufe der Anklage. So malt er die Zustände jener Zeit weiter in den schwärzesten, leider aber nicht in übertriebenen Farben, schildert das Grauen Metternich's und seines Herrn vor jeder Mitbetheiligung der Völker an der Regierung, jeder „Constitution", schildert die Herculesarbeit der Eindämmung der noch immer vorhandenen Volkskräfte. Die darauf bezüglichen Kapitel sind die wichtigsten im Buche.

Endlich kommt er auf das specielle Wienerthum. Das Leben des Hochadels, seine Jagden, Bälle, petites soirées werden wie aus genauer Kenntniß heraus charakterisirt. Dabei wird behauptet, daß der österreichische Adel sehr viel, der Kaiser gar nichts für Kunst und Wissenschaft thue. Die Aufführung einer

neuen Oper — ein so wichtiges Ereigniß wie in London eine Parlamentseröffnung — wird geschildert, sodann der „Sonntag“ in Wien — morgens der Zudrang zu den zwei fashionablen Kirchen der Augustiner und Michaeler, nachmittags das Leben im Prater. Nun kommen die Zeitungen daran — es sind ihrer in der ganzen Monarchie fünfundzwanzig, sämmtlich von kaiserlichen Beamten geleitet. Der „Beobachter“ unter der Redaction des Kanzleisecretärs von Pilat sei das einzige Blatt von Bedeutung, das heißt für Oesterreich, denn eigentlich sei auch das aller politischen und finanziellen Nachrichten bar. Das Verbot fremder Blätter, die nur erga schedam zu beziehen, die Ueberwachung der Personen, die sie halten oder lesen, wird besprochen. Schließlich meint Sealsfield, daß es wohl kein geplagteres und mehr angebundenes Geschöpf gebe als einen österreichischen Schriftsteller. Dabei wird Grillparzer genannt, dessen „Sappho“ neben Goethe's „Iphigenia“ stehe, während seine „Medea“ flau und langweilig sei. Der Kaiser habe es abgeschlagen, den Gehalt dieses so patriotisch gesinnten Poeten auf hundert Pfund Sterling zu erhöhen, und ertheile ihm nur Fußtritte für seine Loyalitätsversicherungen.

Im Allgemeinen erscheint Wien dem Verfasser als

die Stadt der Gegensätze: abject dissoluteness, undeviating steadyness, high degree of learning, grossest ignorance, most contemplible servility, und noble, independent spirit seien bei einander.

So Austria as it is oder vielmehr as it was 1828. Auffallend ist, daß der Verfasser der „Erinnerungen", der das Buch zu kennen vorgibt, nun noch, nachdem sich Sealsfield ihm gegenüber zur Autorschaft bekannt hat, Untersuchungen darüber anstellt, ob Sealsfield ein Amerikaner oder ein Deutscher und zwar ein Nord- oder Süddeutscher sei. Nachdem er einen Blick auf die erste Zeile der Vorrede geworfen, hätte er bereits rufen können: Also Sie sind ein Oesterreicher! Ihr Eingeständniß, daß Sie der Verfasser, besagt es.

Aber es ist eben Sitte der Bibliographen, von den Büchern nur Titel und Druckort, weniger den Inhalt im Kopfe zu haben.

Doch dies nur nebenbei. Wichtiger ist es, festzustellen, ob wirklich anzunehmen sei, daß Sealsfield nach fünfjähriger Abwesenheit sein Vaterland wieder besucht habe. Ich meinestheils glaube nach gehöriger Prüfung nicht daran. Wie? Karl Postl wäre wieder durch die Gassen Prags gewandert und wäre auf Niemand gestoßen, der ihn erkannt hätte? Er hätte Thea-

tervorstellungen in einem Palais beigewohnt, das seinem Kloster so nahe gelegen? Er wäre knapp an seinem Heimatsdorfe vorübergekommen und hätte es nicht besucht, keinen Bruder, keinen Verwandten von seiner Durchreise in Kenntniß gesetzt? Liest man die Stelle, wo er im Schloßpark an der Donau das Tirolerlied hört und darüber in Thränen ausbricht, möchte man sie auf den ersten Blick für ein klares Zeugniß halten, daß er wirklich nach langer Abwesenheit wieder einmal auf dem Heimatboden gestanden. Doch eben das Lied ist verdächtig. Es ist ein Jodler, bei fahrenden Tirolern sehr beliebt oder mindestens beliebt gewesen. Sealsfield konnte es weit eher in London oder Newyork von reisenden tiroler Volkssängern gehört haben. Schließlich scheint mir auffällig, daß das Buch, das uns nach Wien geleitet, uns nicht auf anderen Wege wieder aus Oesterreich hinausführt. Es ist, als beschriebe Sealsfield nur einen Weg, weil er in der That nur einen gemacht, nämlich den Weg hinaus. Ich denke mir die Sache so: ein Werk über österreichische Zustände war dazumal ein gewünschter Artikel und Gegenstand buchhändlerischer Nachfrage. Sealsfield war sich bewußt, eine Summe von Erfahrungen und Beobachtungen zu besitzen, und brannte vor Begierde, was

faul und pervers in seiner Heimat, aufzudecken. Ueberzeugt, daß sich inzwischen dort nichts verändert habe, was auch wirklich der Fall war, fingirte er eine Reise in neuester Zeit, während er doch nur Erinnerungen aus einer früheren bot. Das mein Eindruck von der Sache, der freilich auch nicht der richtige sein kann. Entschieden könnte die Frage nur werden, wenn man — etwa durch Tagebücher oder Rechnungen — bewiese, daß wirklich im Palais Clam-Gallas 1827 „Maria Stuart" und Goethe's „Tasso" aufgeführt worden. Aber ich möchte jede Summe wetten, daß die Auffindung solcher Papiere den Entscheid zu meinen Gunsten lieferte.

Hat übrigens Sealsfield wirklich die Reise nach Oesterreich so unternommen, wie er sie beschrieben, so hat er einen seltenen Muth bewiesen. Eine Flucht aus dem Kloster war nichts Geringes in jenen Tagen. Trotz Paß und möglicher Naturalisation als Nordamerikaner hätte er, wenn erkannt, eine Reihe der ärgsten Fatalitäten erleben können. Das brachium seculare war damals in Oesterreich nur allzu bereit, der geistlichen Behörde zu Hülfe zu kommen, und Fürst Metternich hätte sich keinen Augenblick bedacht, dem Kloster den Flüchtling zurückzuliefern.

V.

Es kann nicht unsere Absicht sein, Sealsfield's Werke nun einzeln durchzugehen und zu besprechen; das überlassen wir der Fachkritik. Wir wollen uns auch nicht verbergen, daß Indianer und Hinterwäldler, Pflanzer und Neger dem Kreise unseres Interesses gar sehr entrückt sind, so zwar, daß ein Roman im Cooper'schen Genre wie „der Legitime und der Republikaner" kaum noch auf Leser rechnen dürfte. Auch „Der Virey", so trefflich er uns auch die Gegensätze einer harten, verschlagenen spanischen Despotie und eines in wilder Aufregung begriffenen Volkes malt, wird nur noch von jenen gewürdigt werden, die sich speciell für die spanischen Creolenländer und für Mexico interessiren. Es sind dies Alles Bücher, welche eine Theilnahme für den

speciellen, aparten Gegenstand, nicht die allgemein menschliche Theilnahme des großen Leserkreises voraussetzen.

Dennoch möchten wir gern von Sealsfield's Art und Weise einen Begriff geben. Wir wählen hierzu ein paar seiner kleineren Erzählungen und zwar solche, bei denen es ihm gelungen, die seiner Compositionsweise anhaftenden Mängel möglichst zu überwinden, seine Vorzüge aber, die besonders in der Darstellung heißer, betäubender Leidenschaften und auf die Spitze getriebener Zustände liegen, ins beste Licht zu stellen. Der gedrängte Aufriß der Handlung soll den Büchern Leser zu gewinnen suchen und uns selbst Gelegenheit geben, den Charakter des merkwürdigen Autors näher zu beleuchten.

„Morton, oder die große Tour" zeigt uns Sealsfield auf der vollen Höhe seines Schaffens. Die Fabel des Romanfragments ist in Kurzem die: Ein junger Seekapitän, Morton aus Philadelphia, Abkömmling eines berühmten Kämpfers im nordamerikanischen Befreiungskriege, wird, während er der Aufführung „Richards III. beiwohnt, plötzlich von der Ahnung ergriffen, daß sein ganzes Vermögen, das auf einem nicht assecurirten Schiffe, der Mary, schwimmt, zu Grunde ge-

gangen. Er stürzt verzweifelnd, mit Selbstmordgedanken an die Ufer des Delaware. Rohe Matrosen halten den Mann auf, der ohne Hut zum Wasser rennt, die Geliebte ist ihm nachgeeilt, wendet sich aber mit Abscheu von dem — Ruinirten ab. Mit Mühe von seinen Freunden nach Hause gebracht, wirft sich Morton aufs Pferd und fliegt, nachdem er die Bestätigung des geahnten Unglücks erhalten, auf die Straße nach Harrysburg, um den Tod im Susquehannah zu suchen. Zum zweiten Male wird er an der Ausführung seines Vorhabens gehindert. Dem Manne, der in der Kraft und Fülle der Jugend sterben will, stellt sich eine deutsche Auswandererfamilie entgegen, die im tiefsten Abgrund des Elends noch am Leben hängt. Ein alter Freund seines Großvaters, Oberst Isling, nimmt sich seiner an, richtet ihn geistig auf, indem er ihn auf die Thaten seiner Vorfahren, die herrliche Vergangenheit seines Vaterlandes, die hohen Aufgaben der Neuzeit hinweist, und vermittelt seine Stellung zu seinem gefährlichsten Gläubiger, dem reichen Banquier Girard in Philadelphia. Die Art, wie nun Morton Schritt für Schritt zum Leben zurückgeführt wird, ist bewunderungswürdig. Der alte Stephy, Repräsentant eines der reichsten Häuser Amerikas, schickt ihn schließlich

da er die Thatkräftigkeit des jungen Mannes erkannt hat, als seinen Agenten nach England.

Dort trifft Morton in Lomond, dem Correspondenten Stephy's, einen Geldmann von widrigstem und unheimlichstem Aussehen. Der Wucherer haust in einem der ärmsten Quartiere der City; verwundert sieht der junge Amerikaner, daß ihn dort Diplomaten, Staatssecretäre, Personen der höchsten Aristokratie besuchen, als bewohne er ein Hotel im Westend. Parlamentsmitglieder bitten um seine Gunst, Diplomaten machen ihm Vorschläge wichtiger Unternehmungen. Er selbst, Morton, ist eine viel bedeutendere Persönlichkeit geworden und weiß nicht wie er dazu kommt. Er dankt es Stephy und — Lomond. Sie sind Vertreter einer ungeheuren Geldmacht. Was sind ihre Pläne? Wozu benutzen sie ihre Gewalt? Wir erfahren es endlich. Die Revolution von 1830 bereitet sich vor; um als ihr Agent zu wirken, hat ihn Stephy ausgeschickt — die Verschwörer bedurften eines Emissärs, der in den Salons des Westend und des Faubourg St.-Germain Eingang fände: der Abkömmling eines nordamerikanischen Generals und Freundes Washington's soll die Revolution der Bürgerklassen vorbereiten. Immer neue Züge gewinnt die unheimliche Physiognomie Lomond's.

Er zeigt Morton die Poesie seiner Existenz, die so bar, ärmlich und elend scheint: seine Lust ist's, irdischem Hochmuth den Fuß auf den Nacken zu setzen und über Reichthum und Schönheit zu triumphiren.

Ein revolutionärer Banquier scheint ein Unding; Sealsfield's Kunst macht uns dennoch daran glauben. Die Träger der Idee des Buches werden von Lomond so geschildert (II, 105):

„Zehn sind wir, über die ganze Welt zerstreut und doch täglich, ja stündlich beisammen, durch keine Bande und doch wieder durch die innigsten Bande verschlungen, die des gemeinschaftlichen Interesses, das der Welt eine neue Gestalt geben soll, früher oder später geben wird, muß. In London sind wir fünf. Alle Wochen versammeln wir uns, vergleichen Noten und bestimmen den Gang der Weltverhältnisse. Die Mysterien der Finanzen dieses und aller Reiche und ihrer Existenz liegen klar vor unsern Augen. Kein Reich, keine Familie, kein Stand, der je mit uns in Berührung gekommen, ist unserem anatomischen Messer entgangen.

Wir halten die Bildungsfäden der Existenz jedes Staates, jeder Familie, von der allerhöchsten bis zur niedrigsten, in unserer Hand. In unserer Vollmacht

stehen Milliarden, stehen Staaten und Familien, Könige und Kaiser; es sind Noten wie im Buche des ewigen Richters. Der öffentliche Credit und das häusliche Wohl, die Wohlfahrt der drei Königreiche und aller Reiche der civilisirten, das heißt der schuldenden Welt, des Handels und des Wandels hängen von unserem Wink und Willen ab. Was ist die erbärmliche geheime Polizei des ganzen Continents gegen die unsere, die wir bezahlen, die Herren der Welt, denn das werden wir sein, früher oder später!"

Früher schon hat Morton von Girard Folgendes gehört:

„Der Großhändler ist eine souveräne Macht, in gewisser Beziehung so souverän wie der Monarch, der im Lande regiert. Es ist nicht das Land, das die Macht verleiht, es sind die Menschen, und der Großhändler hat so gut seine Unterthanen, seine Regierungsbeamten, sein Reich, seine Allianzen, selbst seine heilige Allianz, wie die großen Mächte Europas."

Und dann: „Wir kämpfen gegen die Aristokratie der Geburt oder: wir kämpfen für uns. Immer aber gewinnt die Menschheit dabei, denn aus dieser manus mortua der Aristokratie, dem todten Meere, in dem alle Flüsse und Fische sterben, zu gelangen, ist schon

ein Gewinn für die Welt, mit dem sie einstweilen zufrieden sein kann."

So Bankier Girard; er hätte, wenn er heute gelebt, hinzufügen können, daß dem Gelde der Unterschied zu lösen gelungen zwischen Standesherren und Kaufleuten, Christen und Juden, und daß sie nöthigenfalls alle Brüder werden — in einem Consortium!

Mit dem Abgang Morton's nach Paris bricht der Roman ab, er ist ein Torso geblieben und mußte das bleiben. Nimmt doch das Buch wahrlich einen Anlauf zu einem Sprunge — über ein Weltmeer! Ja, dies Buch war nicht weiter componirbar. Nicht blos, daß die Voraussetzungen zu gewagt, die Spannung zu hoch getrieben, die Situationen, schon im Anfange grandios entworfen und in steter Progression begriffen, nicht mehr zu überbieten waren, nein, der Roman wollte ja anticipiren, was für keine Phantasie anticipirbar war! Nicht mit der Revolution von 1830, nicht mit der von 1848, auch nicht mit unserer ganzen Entwickelung bis zum heutigen Tage ist der Gegenstand dieses Romans erledigt; wir stehen noch mitten in der hier geschilderten Entwickelung des modernen Kapitalbesitzes, deren Ausgang unübersehbar. Die Girards, Lomonds, Stephys sind gleichsam die vorgebildeten Typen unse-

rer heutigen „Gründer". Durch welche Figuren ihre Weltanschauung, die doch nicht haltbar ist, widerlegen? Denn widerlegt muß sie doch werden. Mit welchen Pfeilen diese neuen Götter in ihrer scheinbaren Unverwundbarkeit treffen? Die Lösung des „Morton" finden, heißt beinahe so viel, als sagen, worauf unsere ganze moderne Culturentwickelung hinauslaufen wird.

Unendlich lustig ist's und verdient hier erwähnt zu werden, daß der flachste aller flachen Kritiker, der Franzose St. René Taillandier in seiner Kritik des „Morton", den er übrigens indigne de M. Sealsfield nennt, die Aeußerung thut, er habe im Geiste diesen Torso weitergedichtet und dem herrlichsten Schlusse zugeführt. Inspiré par M. Sealsfield, sagt er, je me construisais tout un poème. Je me laissais aller à mon rêve et j'imaginais la suite du roman. Der Mann vermaß sich weiter zu dichten, wo auch heute der größte Geist befangen still stände! Doch es ist ja bekannt, daß eben die schlechtesten Reiter die kühnsten sind. Sie setzen über Hindernisse hinweg, die jeden andern schrecken, und liegen dann auf der andern Seite des Grabes auf der Nase.

Ein anderer Roman Sealsfield's, welcher Torso geblieben, nennt sich „Deutschamerikanische Wahl-

verwandschaften".*) Er sollte das Ineinanderspielen der beiden Welthälften poetisch darstellen. Der ursprüngliche Zug des Amerikaners nach Deutschland, des Deutschen nach Amerika sollte veranschaulicht werden. Wir befinden uns zu Anfang des Buches an den Ufern des Zürichersees, wo Rambleton, ein Sohn des jungen Amerika, stolz, spröde, leidenschaftlich in amerikanischen Vorurtheilen befangen, mit einer deutschen Familie, von Schochstein, zusammentrifft. Er verliebt sich in Luitgarde, eine harmlos mädchenhafte, unendlich ansprechende Natur, muß aber nach Amerika heim. Wir kommen aufs Verdeck eines Paquetboots, das von Havre nach Newyork fährt, und hier erhalten wir das klarste, treueste, anschaulichste Bild einer großen Seefahrt, das je ein deutscher Maler zu entwerfen wußte. Sealsfield hat uns hier eine ins Gebiet des Seeromans fallende Arbeit geliefert, die die vorangegangenen Schilderungen Cooper's und Marryat's weit hinter sich läßt. „Es ist", sagt ein geistvoller Kritiker, „an Treue und Ausführung ein niederländisches Bild und in Kraft und Adel der Conception eine großartige Dichtung. Nachdem wir diese Ueber-

*) Zürich 1834.

fahrt von zweiundsechzig Tagen gemacht, die Alles darbietet, was eine Seereise gewähren kann, Sturm und Windstille, Einschiffung und Landung, höchsten Genuß des Naturlebens und äußerstes Elend geistiger Abgestorbenheit, Jubel und Noth, wie sie sich in den heterogensten Charakteren malen, haben wir selbst eine Seereise nach Amerika gemacht. Unsere eigene Seele hat alle diese Wechselzustände von der erhabenen Lossösung alles Irdischen bis zur Verzweiflung durchgemacht, vom Göttlichen bis zum Thierischen haben wir Alles an uns selbst erfahren. Die Kunst der Darstellung kann nicht weiter gehen, sie kann uns nicht mehr, als hier geschieht, von innen heraus in fremde Zustände versetzen, indem sie diese an den verschiedenartigsten Charakteren erläutert."

Doch es drängt uns, nun zur „Prairie am Jacinto" zu kommen, die wir für die Perle aller Sealsfield'schen Erzählungen halten.

Ihre Handlung ist in Kürze folgende:

In einer Tabagie irgendwo in den Südstaaten hat sich eine Gesellschaft zusammengefunden. Man trinkt, raucht, discutirt über Tagesfragen, Coton- und Negerpreise. Es ist im Jahre 1840, die Annexion von Texas kommt aufs Tapet, und wie so ein Wort

das andere gibt, gedenkt der anwesende Oberst Cracker der Leute in Texas mit wenig schmeichelhaften Ausdrücken, nennt sie Gesindel, einen Haufen Abenteurer und Banditen, die den Strick verdienten. Ein junger Mann erhebt sich und fordert höflich und entschieden den Sprecher auf, diese Ausdrücke zurückzunehmen. Es ist ein Texaner, der Oberst Morse, ein Häuptling aus dem Kriege von 1835. Wie dieser berühmte Name genannt wird, verbeugt sich Cracker und erkennt an, daß der Sieger von San Antonio der beste Gentleman sei, den er kenne. Aber Morse besteht darauf, daß Cracker auch in Bezug auf die Soldaten, die mit ihm waren, die beleidigenden Ausdrücke zurücknehme. Cracker thut es, indem er sich in die Lippe beißt. Und nun gesteht Morse ein, daß der Auswurf nicht gefehlt in Texas, und behauptet zugleich, daß er das Heil des Landes war. Wie aber ward Morse Texaner? Warum verließ der Sohn einer der besten Familien Marylands seine Heimat, um sich Abenteurern anzuschließen? Die Erzählung des Obersten führt uns in die Episode der Geschichte von Texas ein.

Diese Prairie des Jacinto ist eine der ausgedehntesten und dichtesten der neuen Welt. Wehe dem, der sich verirrt in dieser Graswüste, er wird vergeb-

liche Versuche machen, hinauszukommen, und wie ein Schiffbrüchiger im Grasocean verschwinden. Eines Tages hat sich Morse während einer Reise in der Prairie des Jacinto verloren. Verließ er sich zu sehr auf die Klugheit seines Pferdes? Kannte er die Gefahr nicht? Vier Tage irrt er durch die Savanne, sucht vergeblich den Ausgang; von Müdigkeit und Durst verzehrt, gebrochen, taumelt er mit seinem Pferd in das Rinnsal eines Stroms. Ein plötzlich emportauchender Mann hält das Roß an und belebt mit ein paar Tropfen Whisky die Kräfte des Sterbenden. Dieser Retter ist ein finsterer Mensch von unheimlicher Miene, der Mörder Bob, ein Bewohner der Prairie, dort hingebannt durch ein Verhängniß. Eben dort, wo er Morse gerettet, unter einem ungeheuren Baum, der Patriarch genannt, hat er einen Reisenden beraubt und getödtet. Seit dieser Stunde fühlt er unaufhörlich den Stachel des Gewissens und muß immer wieder auf die Stelle zurückkehren, wo er den Mord verübt. Er büßt sein Verbrechen in jeder Stunde, in jeder Minute. Elend, ein zu Grunde gerichteter Mensch, fühlt er das Bedürfniß, das Geständniß seiner That zu machen, sich seiner Bürde zu entledigen und seine Strafe zu leiden. Er gesteht seine That dem Obersten

Morse und bittet ihn, ihn vor Gericht zu bringen. Am andern Tage erzählt er vor dem Alcalde die Geschichte seines Mordes und seine Gewissensbisse. „Mein Weib, meine Kinder!“ hatte das Opfer unter den Todesstreichen ausgerufen, und diese Ausrufe haben Bob das Ungeheure seiner That enthüllt. Die Einsamkeit, das Schweigen, die Nothwendigkeit, mit seiner Reue allein zu sein, haben das außerordentliche Phänomen zu Wege gebracht, daß er durchaus gerichtet sein will.

Die Scene, die nun folgt, ist bewunderungswürdig. Der Richter, an Geständnisse solcher Art gewöhnt, hört kalt, ja zerstreut zu und bestellt Bob auf den andern Tag, bis wohin er die Geschwornen, die den Spruch sprechen werden, einberufen will. Sobald der Mörder zur Thür hinaus ist, beginnt der Richter Morse seine Gedanken über gut und böse, über Schuld und Strafe darzulegen. Er ist, um es kurz heraus zu sagen, der Ueberzeugung, gegen die eigentlich nicht viel einzuwenden, daß sich mit einem heruntergeschlagenen Kopfe herzlich wenig anfangen läßt, daß aber in unfertigen Verhältnissen einer jungen Colonie die unreinen Elemente gar wohl verwendbar sind. Was für wilde Teufel waren die Normannen, die, von einem Bastard geführt, das größte Königreich der Erde

gründeten! Ist es Schuld der Kinder, wenn sich das Blut der Vorfahren noch in ihnen regt? Hätten sie, wenn sie stets die Pfade der Tugend gewandelt, beide Indien in die Tasche stecken können? Wie viele Bobs unter diesen Eroberern!

Diese seltsamen Theorien überraschen den Obersten. Es folgt eine brillante Vergleichung der unreinen Elemente in der Union mit denen Mexicos. Hier sogar Verbrecher von der Idee des Vaterlandes gehoben, Verirrte, die sich emporringen; dort Verworfenheit mit Heuchelei verbündet, Schurken, welche nach erhaltener Absolution stracks zu neuen Verbrechen ausziehen. Ein Verbrecher jener ersten Kategorie ist Bob, und darum will ihn der Alcalde nicht verurtheilt sehen. Er braucht solche Blöcke zum Bau des neuen Texas.

Dessenungeachtet wird Bob verurtheilt, an den Aesten des „Patriarchen" gehenkt zu werden, der Alcalde rettet ihn trotz seines Widerstandes. Inzwischen hat sich dieser als einer der Männer enthüllt, welche die Annectirung von Texas vorbereiteten. Morse stellt sich unter seinen Befehl. Der Krieg bricht los. Mitten in einem mörderischen Kampfe spricht Bob dasselbe Gebet weiter, welches abgebrochen wurde, als

man ihn zur Hinrichtung führte. Durch seine Reue und seinen Muth rehabilitirt und wiedergewonnen, fällt er und stirbt in den Armen des Obersten Morse und des Alcalden.

Wie wunderbar das Colorit dieses Bildes der Prairien auch ist, ein späteres Buch mexicanischer Schilderungen: „Süd und Nord", wird es an Farbenzauber noch übertreffen. Wenn nur der Dichter nicht oft zu weit ginge, ähnlich den Malern der Coloristenschule, die Umrisse der Gestalten allzusehr zurücktreten, dagegen die Farben wie im Wirbel an unsern Augen vorübertanzen ließe, bis sich unser Denken selbst verwirrt! Wahrlich, in diesem und mehreren andern Büchern gleicht Sealsfield einem Manne, der in den Trunk, den er uns vorsetzt, einen geheimen Taumelsaft, ein Narkoticum der Tropen mischt, dessen bloßes Arom schon Betäubung bringt.

Der Roman „Süd und Nord" hat übrigens, wie kein anderes Buch von Sealsfield, unverkennbar autobiographische Elemente in sich und mag beinahe für eine Verarbeitung jenes Tagebuchs vom Jahr 1828, gelten, dessen wir zu Anfang unserer Skizze Erwähnung gethan. Der Schauplatz ist Mexico im Jahre 1825, zur Zeit, als die Nationalregierung ihre

Bundesacte publicirte und die Reste der Spanier aus dem Lande verjagt wurden.

Eine Gruppe junger Nordamerikaner abschweift um diese Zeit in den Bergen umher, ein junger Kaufmann Namens Hardy ist unter ihnen. Ein paar Militärs, die den jungen Leuten vom Gouverneur der Provinz als Escorte mitgegeben worden waren, verfolgen heimlich den Nebenzweck, einen mächtigen Gutsherrn und Gegner der jetzigen Regierung aufzuheben; und nicht genug, daß dieses die jungen Leute in allerhand Fährlichkeiten hineinreißt, einer derselben, Gourney, der sich in Mariquita, die himmlischschöne Tochter des Don verliebt hat, begeht das Verbrechen gegen das mexicanische Gesetz, sich als Ausländer und Ketzer mit ihr heimlich trauen zu lassen. Die jungen Leute werden nun aus dem Zauberlande des Cordillerenthals tückisch in Mosquitosümpfe geführt, damit sie in ihnen umkommen; kaum aus diesen gerettet, sehen sie sich wieder der wilden Naturmacht wälderumreißender Wolkenbrüche gegenübergestellt. Endlich gelangen sie in die bischöfliche Stadt Oxaka. Das eigenthümliche Verbrechen Gourney's kommt an den Tag. Mariquita wird von ihrem Vater ins Kloster gebracht und aus diesem wieder befreit. Irrsinnig

geworden, folgt sie dem Geliebten, stürzt sich bei Veracruz ins Meer, wird wieder gerettet und geht schließlich mit dem Schiff, das sie nach Louisiana bringen sollte, zu Grunde. Hardy, der Freund Gourney's, hat alle Peripetien mit durchgemacht, er bringt eine große Ladung kostbaren Farbstoffes mit, aber wie sieht es in seinem Gemüthe aus! „Sind diese wilden, zerrissenen Bilder", ruft er am Schlusse, „Wahrheit, sind sie Dichtung, Träume einer krankhaften Phantasie, die ihre ausschweifenden Gestaltungen bis zur Verzerrung, bis zum Wahnsinn auseinander drängt?"

Es werden nicht blos Träume sein, solche Träume sind blos gesteigerte Abbilder des Erlebten. Hardy ist offenbar Sealsfield selbst. Es ist gewiß auch zu beachten, daß dieser Hardy über die Preise aller Kaufmannswaaren in Mexico ums Jahr 1824 so genau Bescheid weiß und so viel mit der Cochenille zu thun hat. Wo Sealsfield auch früher gelebt haben mag, um das Jahr 1824 haben wir ihn uns in Mexico als reisenden Kaufmann zu denken. Vielleicht hat jenes Cochenillegeschäft, das er Hardy in Oxaka unter den seltsamsten Umständen abschließen läßt, den Grund zu einem Vermögen gelegt, ohne welches wir ihn uns nicht denken können, da er schon ein Jahr später die

Absicht zeigt, eine größere Plantage in Louisiana zu kaufen. Diese Geständnisse gibt er selbst so viele Jahre später, am Abende seines Lebens, indem er die Tragödie seiner Freunde halb als Mitbetheiligter, halb als Zuschauer schildert, für Jeden, der zwischen den Zeilen lesen kann, beredt genug.

* * *

Und hier wären wir mit der cursorischen Durchsicht der Sealsfield'schen Schriften zu Ende. Wir wollten ja keine Kritik derselben liefern. Unsere Aufgabe ging dahin, den Lebenslauf des merkwürdigen Mannes zu verfolgen und, indem wir den Leser dafür zu interessiren suchten, ihn auf seine Werke hinzuleiten. Und über dies Leben haben wir jetzt nur wenig noch zu berichten. Wie es einst in wilden Stromschnellen hintoste, so schleicht es jetzt hin; es entzieht sich nicht mehr den Blicken, es ist aber auch nicht mehr poetisch.

Während seiner langen Anwesenheit in Zürich lebte Sealsfield ganz zurückgezogen, trat nur dann und wann mit zwei kleinen Kreisen von Personen in Berührung. Zu dem einen gehörte unter andern der Bürgermeister Heß, Leonhard Ziegler und der berühmte Kliniker Professor Schönlein, zu dem andern Dr. Bluntschli, W. Meyer und Fr. Schultheß, der Verleger

der „Neuen Land- und Seebilder“ und des „Kajütenbuchs“. Man fand Sealsfield im persönlichen Umgang sehr von der Stimmung abhängig; ungemein anziehend und interessant, wenn er von seinen Reisen erzählte und Land und Leute schilderte, dann wieder amerikanisch schroff, wenn er auf Widerspruch stieß oder wenn er meinte, man erweise ihm nicht die gebührende Aufmerksamkeit. Mit dem letztgenannten Kreise von Männern kam er anderthalb Jahre lang allmonatlich mindestens einmal zusammen, man war meist vergnügt und aufgeräumt. Da kommt einmal die Rede auf die Schwarzen und die Sklaverei. Alle sind für Sklavenemancipation. Sealsfield dagegen behauptet, die Neger seien eine inferiore Rasse, die dem Affen und dem Thierreich näher als dem Menschen stände, es fehle ihnen eigentliche menschliche Vernunft und Intelligenz. Der Widerspruch aller verletzte ihn so sehr, daß er von da ab die Gesellschaft mied.

In den Jahren 1838 bis 1846 hatten ihn die Verleger wegen einer Sammlung seiner Schriften förmlich mit Offerten bestürmt und boten ihm große Honorare. Er ging lange nicht darauf ein, bis ihm das Anerbieten der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart zukam. Diese hatte sich erboten, zwei Ge-

sammtauflagen zu veranstalten, eine von zweitausend Exemplaren in Octav, eine von achttausend Exemplaren in Duodez. Sealsfield nahm diesen Antrag an, die Reste wurden dem bisherigen Verleger abgekauft, die neuen Auflagen traten ans Licht. Doch kaum erschienen, lenkten die Zeitverhältnisse die Aufmerksamkeit von ihnen ab. Die Revolution von 1848 schnitt den Absatz aller Bücher auf längere Zeit ab, und als die Flut vorübergerauscht, da war es, als sei Sealsfield ganz vergessen.

Mit der Metzler'schen Buchhandlung war Sealsfield noch weiterhin in persönlichem wie schriftlichem Verkehr, doch behielt dieser einen rein geschäftlichen Charakter. Sealsfield beobachtete ein fast auffälliges Schweigen über seine Vergangenheit. Schließlich schien es dem Verleger, als habe der Autor triftige Gründe, frühere Partien seines Lebens im Dunkel zu lassen. Der einzige Schluß, den Metzler während seines langjährigen Verkehrs mit Sealsfield zog, war der, daß er es mit einem Mann von großer praktischer Umsicht zu thun habe, der sich wahrscheinlich vormals in kaufmännischer Branche bewegt habe.

Um das Jahr 1853 vertauschte Sealsfield Zürich mit dem noch weit stilleren Solothurn; was ihn zu

diesem Ortswechsel bewogen, ist unbekannt; es war wirklich, als wolle er sich immer tiefer in die Einsamkeit zurückziehen.

Seine Legitimationspapiere bestanden aus einem amerikanischen Paß, in welchem Sealsfield als Bürger der Vereinigten Staaten anerkannt war. Ein Mehreres wurde von der Solothurnischen Polizei nicht verlangt; es wäre lächerlich gewesen, hätte man dem berühmten Schriftsteller die Vorweisung eines Leumundzeugnisses, von irgend einem obscuren Dorfvorgesetzten ausgestellt, zumuthen wollen. Uebrigens lebte der alte fremde Herr, welchem eine Wirthschafterin in kanonischem Alter die Haushaltung besorgte, in größter Zurückgezogenheit. Während der schönen Jahreszeit durchstreifte er häufig die ausgedehnten Wälder, an deren Saum sein Landhaus, von ihm unter den Tannen zubenannt, gelegen war. Er vermied es, Bekanntschaften anzuknüpfen, lehnte jede Einladung zu geselligen Zusammenkünften ab, verschmähte jedoch nicht, hier und da einen kleinen Kreis von Bekannten unter den Tannen zu versammeln, bei welchen Gelegenheiten er sich stets als zuvorkommender und splendider Wirth erwies. Die Conversation wurde bei solchen Gelegenheiten stets deutsch geführt, welches von Sealsfield

sehr correct gesprochen wurde; des Französischen war er ebenfalls mächtig, doch war es ihm weniger geläufig; das Englische soll er mit unverkennbarem amerikanischem Accent gesprochen haben; auch Italienisch und Spanisch waren ihm nicht fremd. Er lenkte das Gespräch mit Vorliebe auf Politik und machte aus seinen liberalen Ansichten kein Hehl. Mit Vorliebe sprach er sich über amerikanische Zustände aus und ließ errathen, daß er mit den hervorragendsten politischen Persönlichkeiten der Union bekannt sei. Ueber seine persönlichen Erlebnisse war er sehr zurückhaltend. Zwar ließ er sich hier und da vom Augenblick hinreißen, einige abgerissene Episoden aus seinem Leben mit markantem Erzählertalent zum Besten zu geben, dabei hütete er sich jedoch auf das vorsichtigste, seine Jugendgeschichte, seinen Ursprung und sein Vaterland errathen zu lassen. Selbst denjenigen gegenüber, die er seine besten Freunde nannte, hielt er an dieser Zurückhaltung fest.

Doch äußerte er gelegentlich einmal gegen Herrn Peyer in Hof, daß er ein Oesterreicher sei. Auch sagte er diesem plötzlich einmal im Jahre 1859: „Aus der heutigen Zeitung ersehe ich, daß ein Namensvetter von mir verwundet worden ist.“ Dies bezog sich auf einen

Verwandten, den damals bei Custoppa verwundeten Lieutenant Heinrich Post.

Daß er so das Geheimniß seiner Abkunft wahrte, ist allerdings seltsam, doch aber wieder ganz erklärlich. Welchen Grund hätte er gehabt, sich zu nennen? Er hatte sich daran gewöhnt, Charles Sealsfield zu sein, sein Blut hatte gewissermaßen einen Filtrirungsproceß in ein anderes Individuum hinüber gemacht. Was konnten ihm Heimat und Verwandte noch sein? Auch Scheu vor Sensation, Erklärungen, Publicität, Erörterung von Familiensachen vor dem Forum der Oeffentlichkeit mußte ihn schon zu dieser Zurückhaltung bestimmen. Er war aber auch alt und das Alter läßt die Sachen am liebsten, wie sie eben liegen.

So splendid nun Sealsfield sein konnte, wenn er Gäste hatte, so einfach, ja sogar ärmlich war seine gewöhnliche Lebensweise. Er lebte beinahe ausschließlich von Rindfleisch und Kartoffeln. Wegen einiger Suppenkräuter oder eines Eies, welche seine Wirthschafterin zu viel vom Markte brachte, konnte er nergeln und schelten; eine weiße Suppenschüssel, die zu seinem Gebrauch gekauft worden war, schickte er als zu luxuriös in den Laden zurück und ließ sie gegen eine andere von ordinärer brauner Töpfererde austau-

schen. Der psychologische Entwickelungsgang dieser übertriebenen Sparsamkeit ist nicht schwer zu verfolgen. Schon in früheren Jahren, in den Zeiten seiner besten Manneskraft, liebte er es, was materielle Genüsse betrifft sich in grellen unvermittelten Gegensätzen zu bewegen. Zuweilen kam es ihn an, in fürstlichen Luxus zu schwelgen, um sich unmittelbar darauf die strengsten Entbehrungen freiwillig aufzuerlegen und gleich einem Hinterwäldler zu leben. Da geschah es, daß Sealsfield bei einer der häufig sich wiederholenden Bank- und Finanzkrisen der amerikanischen Union einen großen Theil seines Vermögens verlor. Zwar blieb ihm immerhin noch so viel, um auf das anständigste leben zu können, aber das Alter war da, die Arbeitskraft begann zu versiegen. Nun kam gar noch der amerikanische Bürgerkrieg. Von seinem Grundbesitz in Louisiana mußte er an die secessionistische Regierung enorme Kriegssteuern bezahlen und kein Pachtzins war mehr zu erhalten. Die nordstaatlichen Eisenbahn- und Bankvaluten erlitten eine trostlose Entwerthung. Das Vermögen, welches er nach Europa, nach der Schweiz gerettet hatte, war nur von geringem Belang.

Da überkam den alternden Mann ein panischer Schreck, die Angst, gänzlich zu verarmen. Es ist be-

greiflich, daß die Aussicht, ökonomisch abhängig zu werden, irgend Jemand zur Last zu fallen, dem stolzen, schroffen Charakter Sealsfield's unerträglich sein mußte. Deshalb trachtete er seine wenigen nach der Schweiz herübergebrachten Vermögenstheile zu einem Nothpfennig zu sparen, deshalb wurde er zuerst sparsam und dann geizig. Nun, da wir etwas Näheres über seine Familienverhältnisse wissen, dürfen wir uns am wenigsten darüber wundern. Wie hätte es der stolze Mann, der einst die Mönchskutte ausgezogen und weit von sich geworfen und sich aus eigener Kraft einen berühmten Namen in der Welt geschaffen hatte, je über sich bringen können, bei der beschränkten, vielleicht bigotten Bauernfamilie in Mähren, der er einst angehört hatte, um ein Almosen anzuhalten!

Die Furcht vor Verarmung, die Angst, jene Unabhängigkeit zu verlieren, die sich auf den Besitz irdischer Güter stützt, das war es, nebst dem Gefühl der allmälig schwindenden Körperkräfte, was seine alternden Tage quälte. Und dann der nimmer enden wollende amerikanische Bürgerkrieg! „Nichts Neues von drüben?" war stets die erste Frage, die er an seine Besucher richtete. „Nichts Neues von drüben?" waren die letzten vernehmlichen Worte, die er sprach.

Sein Herz neigte sich den Südländern zu, den Sonderbundsstaaten, wo er selber Landbesitzer war. Die Bewohner des Südens — so pflegte er zu sagen — sind trotz ihrer Wildheit, ihrer Rauheit, ihrer Ausschweifungen ritterliche, noble Naturen von hundertmal edlerem Metall als die Geldseelen des Nordens. Aber sein Verstand hielt es dennoch mit dem Norden. Die Macht der Union, das endliche Uebergewicht Amerikas über die alte Welt, welches sein politischer Traum war, die Regeneration der Menschheit durch die amerikanische Demokratie konnte nur dann kommen, wenn die Union unzertheilt blieb. Deshalb wünschte er und bezweifelte auch keinen Augenblick den endlichen Sieg der bundesgetreuen Staaten des Nordens. Indessen vergingen Jahre, Monate und Wochen. Jeder Morgen brachte seine Zeitungen, aber keine wollte die gewünschte Entscheidung bringen. Und stets düsterer wurde der Blick, den der grauköpfige Greis mit der eckigen Stirn und den tiefen Runzeln in die verschleierte Zukunft warf.

Eine offene Wunde am Fuß hinderte ihn zuweilen Wochen und Monate lang, seine Streifereien durch die grünen Jurawälder vorzunehmen. Zugleich nahm seine Sehkraft ab und machte ihm Lesen und Schreiben erst beschwerlich, nach und nach unmöglich. Und noch so

Manches hätte er ändern, fertig machen, zum Abschluß bringen sollen. Er sah sich nach einem Privatsecretär um. Es hätte ein Mann von wissenschaftlicher Bildung sein sollen, mit einiger schriftstellerischen Fertigkeit, von erprobtem Charakter und unbedingter Hingebung. Wo findet man solche Leute, die sich gegen einen Jähreslohn von einigen hundert Franken zum Schreiberdienst hergeben? Die unvollendeten Arbeiten blieben, wie sie waren — die letzten abschließenden Kapitel des breitangelegten Werkes ostwesttticher Wahlverwandtschaften und Wechselwirkungen kamen nicht zu Stande. Da kam die Plage einer zuerst vernachlässigten, nun aber langsam, doch unaufhaltsam zerstörenden Unterleibskrankheit. Einst war Schönlein in Zürich Sealsfield's Freund und Arzt gewesen. Seit dieser ihm nicht mehr rathen konnte, hatte er zu keinem andern Arzt ein rechtes Zutrauen mehr. Er fing an als Selbstarzt an sich herumzudoctern, keineswegs mit gutem Erfolg. Eine Badereise nach Schwalbach brachte keine Linderung, sondern die Ueberzeugung, daß es dem Ende entgegengehe.

Bei der allgemeinen schweizerischen Volkszählung von 1860, wo auch nach dem religiösen Bekenntniß officiell geforscht wurde, schrieb sich Sealsfield unter

die Rubrik: „einer andern christlichen Confession angehörig", welche den beiden Landesconfessionen „katholisch" und „reformirt" gegenübergestellt war. Er ging selten zur Kirche. Der Anblick der Klöster, das häufige Läuten der Kirchenglocken, das Zusammentreffen mit katholischen Geistlichen war ihm unangenehm. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er den reformirten Ortsgeistlichen H. Herrmann zu sich berufen; er erbat sich dessen häufige Besuche und unterhielt sich mit Vorliebe mit demselben über die Frage der Unsterblichkeit und verwandte religiöse Gegenstände. Um Weihnachten 1863 erhielt er — auf seinen dringenden Wunsch — das Abendmahl in seiner Krankenstube.*) Noch Monate lang widerstand seine eiserne Constitution den zerstörenden Verheerungen seiner Krankheit; erst im Monat Mai, als alle Knospen sprangen und alle Bäume in Blüte standen, hauchte er seinen letzten Seufzer aus. Vorher verbrannte er seine sämmtlichen

*) Daß er zu dem Bau der reformirten Kirche in Solothurn, für den er schon früher 300 Franken subscribirt, in seinem Testamente noch 300 Franken zeichnete und sich das Abendmahl von dem reformirten Geistlichen reichen ließ, ist noch kein Beweis, daß er zur helvetischen Kirche übergetreten, sondern wohl nur ein Beweis, daß sie ihm unter denen, die er in der Nähe hatte, am meisten entsprach.

Schriften und Manuscripte. Drei ganz oder beinahe vollendete Werke gingen in Flammen auf; eins derselben: „Ein Mann aus dem Volke", soll in der Form eines Romans das eigene Leben des Verfassers zum Inhalt gehabt haben. Die Werthpapiere, die sein Vermögen ausmachten, schickte er an einen Freund in Schaffhausen. Die werthlose Schachtel, in welche sie verpackt waren, erbat er sich ausdrücklich zurück!

Auch in diesem Actenstück gestand er, wie wir gesehen haben, seinen wahren Namen nicht ein und legte vor seinen Brüdern kein Geständniß seiner Identität mit Karl Postl ab. Ja man könnte sagen, daß er sich selbst darin als Miterben eingesetzt, da er von den fünf Söhnen des Poppitzer Gemeindevorstandes Anton Postl sprach, allerdings mit dem Beisatze: „Sollte einer derselben mit Tod abgegangen oder sonst abhanden gekommen sein" u. s. w. Auch im Tode lüftete er die Maske noch nicht.

Das Alles, mit der Thatsache des Testaments zusammengehalten, ist psychologisch sehr seltsam und eigenthümlich. Was geht in einem Menschen vor, der während zweiundvierzig Jahren nie nach seinen Angehörigen fragte, ihnen nie eine Kunde seiner Existenz zukommen ließ und sie schließlich doch zu seinen Erben

einsetzte? Gewiß liegt da ein höchst melancholisches Geständniß: Ihr wart mir nichts als eine Erinnerung und ich konnte Euch entbehren! Ich bin aber durchs Leben gegangen, ohne mich an ein zweites Leben zu ketten, und da seht nun, jetzt seid Ihr mir doch noch die Theuersten!

Wahrlich, ein Blick in ein tief umnachtetes Gemüth ist uns geöffnet.

Erst durch die Aufdeckung seines Lebensromans hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einem Schriftsteller zugewendet, dem wir Aelteren in unserer Jugend so starke und mächtige Eindrücke verdankten. Wir würden sehr bedauern, wenn diese Aufmerksamkeit nur eine flüchtige bliebe. Es ist so viel in Sealsfield's Werken, das erhebt und aufrichtet, so viel, das unvergänglich schön und herrlich ist. Er hat den exotischen Roman geschaffen, einen Roman, der für Deutschland wie für England und Amerika geschrieben war und neue Typen, Begriffe, Bilder in verschwenderischer Fülle uns zuführte. Sein Name wird der deutschen Literaturgeschichte für immer einverleibt bleiben.

Vor allen aber sollte der Oesterreicher es festhalten, daß Sealsfield sein Landsmann, ein Autor, der Oesterreichs übrige Posaiker hoch und seltsam eigen-

artig überragt, wie ein Baum des amerikanischen Urwalds den Waldwuchs. Wenn diese Arbeit dazu hilft, daß seine Bücher wieder hervorgezogen, gelesen, studirt werden, wie sie es in so hohem Maße verdienen, so hat sie ihren Zweck erfüllt.

VI.

Es war an einem herrlichen August-Abend des vorigen Jahres, als ich auf der Plattform des prachtvollen Schweizerhofes, dem Rheinfall gegenüber stehend, in den Anblick dieses außerordentlichen Naturschauspiels ganz versank. So oft man auch da gestanden, das Bild erscheint bei jedem Wiedersehen als ein noch nie geschautes, weil die Einbildungskraft das Uebergroße gar nicht festzuhalten vermag. Die Sonne war im Untergehen, die Sonne eines wunderbar klaren Tages, wie das Jahr nur wenige gehabt, und die ganze ungeheure Gebirgskette vom Säntis bis zur Berner Oberlandskette und weiter bis zum Montblanc stand, Gipfel um Gipfel sichtbar, in rosiger Beleuchtung am Horizonte. Allmälig Sinn und Seele freimachend, sah ich, daß ich zwischen

zwei übergroßen Figuren stehe, die einen köcherbewehrten Indianerhäuptling und seine Gefährtin vorstellten und immerfort auf die drüben tosende Schlacht der Gewässer blickten, als wäre der Rheinfall der Niagara. Ich weiß nicht, durch welche Ideenassociation mir zuerst Figuren von Indianern aus Romanen einfielen, dann, daß Charles Sealsfield das gegenüberliegende Dorf Feuerthalen zum jahrelangen Wohnsitz gewählt, als ob auch er an den Niagara gemahnt sein wolle, und schließlich, daß Solothurn nicht allzufern sei, wo der merkwürdige Mann die letzten zehn Jahre seines Lebens gewohnt habe und auf dem Nikolaikirchhof begraben liege. Und plötzlich hatte ich den Entschluß gefaßt, nach Solothurn zu fahren, um mir sein Grab und sein Wohnhaus anzusehen. Am andern Tage war ich über Olten und Aarburg nach Aarau gegangen und bei einer pechschwarzen Nacht, deren Wolkenmassen von zuckenden Blitzen und einem fernen Brande erhellt wurden, in Solothurn eingefahren.

Das Gewitter hatte sich schließlich ausgetobt. Die Ruhe eines entzückenden Morgens lag noch über der Welt, als ich hinaustrat und mich umsah. Eine alte Stadt, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts mit Festungsmauern, Wällen und Brustwehren umgeben,

die jedoch jetzt bis auf ein Stück alte Mauer oder einen pfefferbüchsenähnlichen Thurm abgetragen sind! Was einst Graben war, ist jetzt Promenade, mit Linden und Ahornen bepflanzt.

Am Ende der Hauptstraße steht die Merkwürdigkeit Solothurns, ein Bauwerk im italienischen Stil des vorigen Jahrhunderts mit einer Façade von korinthischen Säulen, die St.-Ursuskirche. Sie steht ziemlich hoch, die Fronte gegen die Hauptstraße gekehrt; eine prächtige Treppenflucht führt hinan, wie zur Mahnung, daß sich das Gemüth erst aufraffen müsse, um da einzutreten. Der Bau ist von zwei schönen Fontainen flankirt, rund herum ein Platz mit Grabsteinen belegt; sie decken ebenso viel Grüfte, als es zur Zeit der Erbauung „bürgerliche" Familien in Solothurn gab.

Aus der Stadt heraustretend, gelangt man auf eine breite, wohlgepflegte, von zwei Reihen riesiger Platanen eingesäumte Landstraße. Allenthalben liegen Villen mit Gärten, Springbrunnen, Lauben, saubere Oekonomiegebäude; die neue Generation flüchtet sich mit ihren Neubauten ins Freie und Weite. Ueberall tritt uns der Charakter des Wohlstandes und der Sauberkeit entgegen, die den Fremden in einer Schwei-

zerstadt so wohlthuend anmuthet. Doch schon hebt sich der Duft des Morgens, und herrlich, wie eine Festungsschanze der Titanen, steigt bleigrau, tannwaldgekrönt der Weißenstein mit seinen jähabstürzenden Wänden vor uns empor. Er bildet den großen, mächtigen Hintergrund der freundlich lachenden Decoration.

Der Nikolaikirchhof, dem mein erster Weg galt, ist kaum ein halbes Stündchen von der Stadt entfernt. Eine schöne Allee von schattenden Bäumen führt hin. Ein altes Kirchlein unter riesigen Baumwipfeln ist schon von fern sichtbar. Ich trete in die Einfriedigung und frage die Kinder des Todtengräbers, die dort spielen, ob sie mich zu Herrn Sealsfields Grab führen können. Der ungefähr zehnjährige Knabe versteht mein Deutsch nicht, ebenso wenig, als ich sein rauhes Alemannisch verstehe, die ältere Schwester aber weiß gleich Bescheid. Sie führt mich an die nördliche Wand des Kirchleins, wo ein paar bevorzugte Gräber stehen. Das erste, wenn man um die Ecke biegt, ist das des Dichters.

Charles Sealsfield hatte, wie bereits bemerkt, verordnet, daß man ihm auf seinen Grabstein eine Chiffre setze, eine nur hieroglyphische Andeutung seines wahren Namens, wie sie zu seinem vom Geheimniß um-

gebenen Dasein stimmte. Ein C und S in lateinischer Cursivschrift sollten so gestellt werden, daß das Ganze ein P ergäbe; es sollte nämlich das C, mit seiner Wölbung auf dem S liegend, dieses umschlingen. Dies ist nicht ganz treu ausgeführt worden. C und P stehen nicht über, sondern neben einander. Darunter liest man auf dem aufrechtstehenden Monument:

Charles Sealsfield,
geboren den 3. März 1793,
gestorben den 26. Mai 1864.

Psalm 143. And enter not into judgement with thy servant, for in thy sight shall no man living be justified.

Psalm 31. Have mercy upon me, my God, according to thy loving kindness, according to thy tender mercies blot out my transgressions.*)

Auf dem liegenden Steine liest man wieder:

Charles Sealsfield,
Bürger von
Nordamerika.

*) 143. Und gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht, denn vor dir ist noch kein Lebender gerecht erfunden worden.
31. Habe Erbarmen mit mir, mein Gott, nach Maß deiner liebenden Güte, nach Maß deiner Gnade lösche aus meine Vergehungen.

So hat er Alles angeordnet, und da liegt er also, der, neunundzwanzig Jahre alt, für Alles, was er liebte, verschwand, den Namen wechselte und nie mehr der sein wollte, der er war! Als obscurer Priester ausgegangen, kam er als ein berühmter Schriftsteller zurück, aber er mied nicht nur, er floh die Menschen, lebte einsam bis an sein Ende, ein hochbetagter Greis, und gestand selbst auf dem Todtenbette nicht, wer er sei. Nicht einmal einen Gruß sendete er seinen Verwandten, nur seine Habe sollte ihnen gehören, denn er hatte doch Niemand gefunden im mehr als siebzigjährigen Leben, der ihm näher stand als sie! Deutsch und Englisch auf seiner Grabschrift beisammen, wie sich in ihm selbst beide Elemente verschmolzen hatten, und der Beisatz: Bürger von Nordamerika, als sei es sein einziger Stolz, einem freien und in der Freiheit unwiderstehlichen Staatswesen angehört und dessen Grundsätze wie eine Fahne vertheidigt zu haben! Dazu Sprüche, nicht aus dem neuen Testament, sondern aus dem alten, Seufzer Eines, der sich Vergehungen anklagt und dem Vergebung noththut! Tief ergriffen stand ich vor dem Grabstein.

Langsamen Schrittes verlasse ich den Kirchhof zu St.-Niklas. Da winken mir unfern ernsthaft schwarze

Tannen entgegen, sanft aufsteigend gelange ich an einen Wegweiser und lese: Weg zur Eremitage. Zwei Reihen Felsen, durch wilde Naturkräfte auseinander gerissen, jetzt mit Moos und Farrnkraut bewachsen, bilden eine lange, kühle Klamm, ein entzückendes Thal, in welchem Buchen und Tannen eine grüne Dämmerung weben. Ein kleiner Murmelbach durchströmt es, ein sorgfältig gekiester Weg geht an dessen Saum hin, kleine Brücken führen dahin und dorthin. Allenthalben in den jähemporsteigenden Felswänden sieht man Höhlen, theils natürliche, theils künstliche, als habe vor Zeiten eine ganze Gesellschaft frommer Troglodyten hier gewohnt.

Welcher Vorzug einer Stadt, solch einen Fleck Erde in der Nähe zu haben! Selbst an den schwülsten Tagen muß es hier kühl und schattig sein, und welche Ruhe hier, welche Poesie! Man setzt sich auf eine Bank, sieht dem Bache zu, wie er über die Kiesel glitzernd hineilt. Alles ist still, nur daß ein Vogel, ein Specht oder Buchfink, einen Ton hören läßt, nur daß es oben in den Wipfeln rauscht, wenn ein genäschiges Eichkätzchen an einem Tannenzapfen knuspert. Wie oft, dachte ich, ist er hier gegangen! Gegangen in der tiefsten Einsamkeit, nachdem er das bewegteste

Leben von London oder Newyork genossen, wie seine Bücher es schildern. Welchen rückblickenden Gedanken, wie viel melancholischer Träumerei mag er hier in der Einsiedelei von St.-Verena nachgehangen haben!

Ich bin langsam weitergegangen und stehe plötzlich hoch überrascht still. Die Klamm hat sich mit einem Male zu einem Thälchen eröffnet, einem freundlich lachenden Grund, an dem rechts und links glatte Felswände emporsteigen. Zwischendurch läßt sich in der Höhe der Weißenstein sehen, bleigrau, geisterhaft.

Man denke sich die schöne Felswand des Salzburger Kirchhofs von St.-Peter verdoppelt, und man wird von der Eremitage von Solothurn ein Bild haben. Wie dort in der Nagelflue, sind hier in der Kalkwand kleine Kapellen und Eremitenwohnungen ausgehauen worden, man ist von allen Seiten von christlichen Symbolen und Abzeichen umgeben. Mitten darin aber liegt kein Kirchhof, sondern steht, an einen schützenden Felsen angelehnt, ein Miniaturhaus, von einem Miniaturgärtchen umschlossen, in welchem ein sogenanntes Kapuzinerkreuz aus den Blumen emporragt. Und schon tritt mir ein wirklicher, authentischer Waldbruder entgegen, das Schlüsselbund in der Hand, mir die Wunder seiner Residenz zu zeigen.

Die Einsiedler sind selten geworden in unserer Zeit; nicht ohne einige Verwunderung sehe ich mir den alten Mann im schwarzen Habit an, mit dem unbedeckten, kurz geschorenen Kopf, dessen kohlschwarzes Haar sich bereits mit weißen Fäden mischt, mit seinem langen Bart, dem breiten Ledergurt um den Leib, von dem Crucifix und Rosenkranz herabhängen, und den nackten, sandalenbeschuhten Füßen. Er ist ein dienender Bruder des Eremitenordens. Dieser ungewöhnliche Orden hat sein Mutterhaus in Luzern, ist aber auch über die Kantone Schwyz, Uri und Unterwalden vertheilt.

Der Eremit steigt die in die Felswand gehauenen Stufen empor und zeigt mir die verschiedenen Grotten. In einer derselben hat die heilige Verena gehaust, die Schutzpatronin der unzähligen alten und jungen Vrenelis, von denen die Schweiz wimmelt, in einer andern ihr Verehrer, der heilige Eremit Orsenius. Eine Kapelle, wohl an zwanzig Fuß tief und fünfzehn Fuß hoch, von diesem frommen Manne aus dem Fels herausgehauen, zeigt uns den Oelberg, die Figuren Magdala's und der beiden Marien und ein heiliges Grab. Dabei erzählt mir der Waldbruder, daß er den wirklichen Oelberg und das wirkliche Golgatha gesehen,

indem er vor Jahren die Pilgerfahrt nach Jerusalem mitgemacht. Sonst ist er wenig mittheilsam; viel Reden würde allerdings einem Einsiedler übel anstehen.

Vom Bruder Klausner Abschied nehmend, steige ich durch einen Wald hochstämmiger Tannen hinan. Ich weiß nur so ungefähr die Richtung, in der ich gehen soll, und freue mich, als mir der ferne Schlag von Hämmern und Meißel die Nähe von Menschen verräth. Da sehe ich ausgedehnte Steinbrüche vor mir, Männer in Leinwandblousen führen ihre Schubkarren hin und her, andere behauen gewaltige Steine. Hier wird der wunderschöne, polirfähige, weiße und bläuliche Marmor gebrochen, aus welchem die St.-Ursuskirche erbaut ist. Und da ich weiß, daß hier die schönsten Juraversteinerungen, darunter an zwanzig Arten Schildkröten und Saurier vorkommen, trete ich in eine der Breterhütten und stecke ein paar Pfund vorweltlicher Schildkröten in die Tasche, mit denen ich mir allerdings keine Turtlesuppe kochen lassen, wohl aber einst einem petrefactenkundigen Freunde eine Freude machen kann.

Als ich aus dem Walde heraustrete, sehe ich, daß ich in einem ziemlichen Rundbogen herumgegangen. Ich stand auf einer sanften Anhöhe, ein zaube-

risch schönes Panorama lag vor mir. Hinter mir die mächtige Masse des Weißensteins, vor mir im Morgenlichte eine fast unendliche Ausdehnung herrlicher Matten, freundlicher Thalgebiete, sanfter Hügelzüge, eine gewellte Ebene, aus welcher hin und her verstreut zahllose Menschenansiedelungen hervorschauen. Zunächst verschiedene Klöster mit alten Thürmen und weithin gedehnten Klostergärten, weiterhin die alte Stadt mit ihrer Umgebung lieblicher Villen, das aufgerollte Silberband der Aar, die hier dreimal so breit wie bei Bern sein mag. Alle Tinten des Grüns waren hier verschwenderisch ausgestreut und eine eigenthümliche Harmonie und Lieblichkeit übergoß das große Gemälde, das in der fernsten Ferne die hundert- und hundertzinkige Alpenkette blaß wie eine zarte Wolkenwand abschloß.

Kein lebendes Wesen war weit und breit zu sehen, aber ein unendliches Geklingel und Geläute schwirrte in der Luft, denn es war Kirchenzeit und es war, als ob alle Glocken des ultrakatholischen, an Kirchen und Klöstern überreichen Solothurn bald freundlich miteinander plauderten, bald die eine die andere zu überbieten suchte.

Immer hinabsteigend war ich auf halbstündige

Entfernung von der Stadt gekommen. Da stehen an der Landstraße drei niedere bescheidene Häuser hart nebeneinander; das unterste derselben, das die schmale Fronte gegen den Weißenstein, die Längenseite gegen die Straße kehrt, ist das, welches Sealsfield so lange bewohnte. Es hat noch über der Eingangsthür die Inschrift: Unter den Tannen. Auf seiner der Stadt entgegensehenden Seite liest man den Namen des jetzigen Besitzers: A. Gritz, Gerber.

Als ich näher komme, erhebt ein großer schwarzer Spitz ein fanatisches Gebell und gibt höchst feindselige Absichten gegen meine Waden kund, denn er weiß, daß das Haus leer steht; doch schon tritt eine Frau in den mittlern Jahren aus dem Nachbarhause und beschwichtigt das Thier. Es ist die Gattin des Eigenthümers. Ich bringe mein Anliegen vor, das Haus zu sehen, was mir auf das freundlichste gewährt wird. Das Haus unter den Tannen ist eigentlich nur ein hohes Erdgeschoß mit darunter liegenden Wirthschaftsräumen. Ein Gang geht mitten durch, rechts und links liegt Kammer an Kammer. Sie sind alle dämmerig, die grün bemalten Jalousien sind geschlossen, wie damals, als er hier lebte. Zuerst wird mir das Zimmer gezeigt, in welchem er gestorben.

„Er hat schrecklich viel gelitten", sagte meine freundliche Führerin. „Es war eine Unterleibskrankheit, an der er litt, und sie dauerte viele Monate lang. Wir nahmen Theil an Allem, wir waren seine Nachbarn. Er wußte, daß sein Leiden unheilbar, aber er war sehr gefaßt und sprach mit größter Ruhe von seinem Tode. Er bereitete Alles dazu vor. Sie haben doch die Sprüche gelesen, die auf seinem Grabstein stehen? Die hat er selbst ausgewählt."

„Las er oft in der Bibel?"

„Oft, in einer englischen Bibel. Eine Kirche aber besuchte er nie."

„Und Sie haben jetzt keine Zweifel mehr darüber, daß er kein geborener Amerikaner, sondern wirklich Herr Postl war?"

„O, da ist kein Zweifel möglich. Als einen Monat nach seinem Tode sein Bruder hier eintrat, da hatten wir alle ordentlich einen Schreck, denn es war, als sei Herr Sealsfield wieder da, die ganze Aehnlichkeit, dasselbe Gesicht, dieselben klugen Augen, derselbe Schritt, derselbe Gang. Nie waren zwei Brüder einander ähnlicher."

„Und er ließ es nie merken, daß er ein Oesterreicher?"

„Wer dachte damals daran? Aber er sprach oft von Wien, wußte viele Geschichten vom Hofe und Anekdoten aus den Kreisen des Adels. Er muß dort längere Zeit gewesen sein und dort in der Jugend angenehme Tage verbracht haben."

„Besitzen Sie kein Blatt von seiner Hand? Ich möchte nur einmal seine Handschrift sehen."

„Es thut mir leid, von Schriften ist nichts mehr da, was ihm gehört hat. Soviel früher da war, es hat sich nach seinem Tode nichts mehr vorgefunden, er muß Alles verbrannt haben. Ja, die Papiere! Nur ein einziges engbeschriebenes Heft von einigen Foliobogen ist zurückgeblieben, es wurde von Herrn Postl mitgenommen. Auch der Stock, den er jahrelang getragen, war in der Ecke geblieben, auch den haben wir seinem Herrn Bruder mitgegeben. Nun aber muß ich Ihnen noch den Salon zeigen, der ist mit allen Möbeln noch gerade so, wie er war."

Der Salon war einfach jene hintere Stube der schweizer Bauernhöfe, aufs einfachste möblirt mit ein paar Stühlen, einem Kanapee, einer Schwarzwälderuhr. Ueberall in der Schweiz ist es das „hintere Stübli", in das man die Gäste führt, denen man eine Ehre anthun will.

„Es ist doch wunderbar", sagte ich, noch an der Schwelle verweilend, „wie er sein Lebtag seinen Namen und seine Herkunft verhehlte! Josef Postl lebte jahrelang in Galling bei Salzburg, erfuhr nie mit einem Worte, daß sein verschollener Bruder noch lebe, und hielt ihn für todt. Er hatte doch nichts gethan, als daß er dem Kloster den Rücken gewendet. Wie soll man soviel Verheimlichung erklären?"

Die Frau schwieg eine Weile, dann sagte sie:

„Er wird gemeint haben, daß man ihn weniger ästimiren und daß er weniger Achtung bei den Leuten haben werde, wenn sie wüßten, daß er ein Geistlicher war, der das Kloster verlassen."

Und so wird es auch sein.

Ich verließ das Haus und wanderte an den verschiedenen Klöstern der Soeurs de la visitation, der Nonnen vom Herzen Jesu und der Kapuziner der Stadt entgegen.

Der lange Spaziergang hatte mich durstig und hungrig gemacht, ich trat in das zunächst gelegene Wirthshaus ein. Es gehörte zu den bescheidenen. Die Wirthin trug die Landestracht, den schwarzen Göller mit dem silbernen Kettenbehänge, die blütenweißen Aermel und das Vorhemdchen, und setzte mir

einen Teller mit Schinken und eine Flasche Veltliner vor. Das Lokalblatt zur Hand nehmend, las ich die Ankündigungen darin, viele in jenem wunderbaren Deutsch, das für uns schier unverständlich ist, etwa: daß „eine alte Gygerbank" zu verkaufen sei, oder daß bei dem Unterzeichneten am so und so vielten zur Eröffnung seiner Wirthschaft ein „Antrinket", verbunden mit einem „Sackgumpet" abgehalten werde. Während ich so dasaß, erzählten Gäste nebenan von einem Streite, der vor einigen Tagen zwischen Bauern und Solothurner Grenznachbarn eines Storchnestes wegen stattgefunden und der bis zur wilden Rauferei ausgeartet war. Man sieht sie oft in diesen Theilen der Westschweiz, jene schwarz und weißen friedlichen Vögel, die in eigenthümlicher Melancholie mit ihren rothen Beinen über die Wiesen wandeln; sie genießen freundlichen Schutz, und ihnen etwas Böses anzuthun, gilt beinahe für ein Verbrechen. Nun wurde manche Anekdote von Störchen erzählt, darunter eine von zwei alten Storchmännchen, die sich nahe zusammengethan und miteinander hausten. Der eine hatte den Flügel gebrochen und konnte fast nicht von der Stelle, wurde aber von dem andern liebreich gepflegt. Und als er starb, da konnte es der andere nicht mehr im

Reste aushalten, und er, den alle im Dorfe seit Jahren kannten, flog davon und wurde nicht mehr gesehen.

Als die Gäste fortgegangen waren, setzte sich die Wirthin zu mir, wie es denn solche Leute für gute Sitte halten, den Gast nicht allein zu lassen. Ich sprach meine Verwunderung aus, daß kein Fremder in Solothurn bleibe und daß es hier keine einzige Pension gebe, wo doch die Umgebung so schön, das Leben so wohlfeil sei. „Alles zieht auf den Weißenstein hinauf", war die Antwort. „Es sind gewiß an hundertfünfzig Gäste oben."

„Haben Sie Herrn Sealsfield gekannt, der so lange hier gelebt?" fragte ich.

„O gar gut, das heißt vom Sehen. Er ging immer allein und hieß in der ganzen Stadt nur der wunderliche Amerikaner. Er hat in den zehn Jahren, die er hier lebte, mit Niemand verkehrt, außer mit Herrn Zeltner."

„Wer ist dieser Herr?"

„Er war ein ehemaliger Kaufmann, der lange in Amerika gelebt hatte. Als Herr Sealsfield gestorben war, ist er wieder über das Meer gegangen."

Das war Alles, was die Frau wußte. Ich aber

mußte wieder jener beiden alten Störche gedenken, die einst vielleicht miteinander hin und wieder übers Meer geflogen waren und bei denen der überlebende auch nicht mehr im Orte bleiben wollte, nachdem sein Kamerad gestorben war.

VII.

Diese Blätter waren längst geschrieben, als mir unerwartet eine Sendung zukam, die mit ihnen im Zusammenhang stand und sie ergänzte. Ich hatte ein Paquet erhalten, aus dem mir beim Oeffnen ein Heft dichtbeschriebener, vergilbter, zerschnittener und tintenbeklexter Blätter entgegensah. Diese Blätter waren das Einzige, was von Sealsfield als literarischer Nachlaß zurückgeblieben, jenes Heft, das im Winkel einer Schublade unbeachtet gelegen, als der Dichter in einer Stimmung tiefsten Unmuths seine sämmtlichen Papiere, darunter seine drei druckfertigen Romane, den Flammen übergab, und das solcherweise gerettet worden war.

Sealsfield's Bruder, Herr Josef Postl in Salzburg, hatte das Heft zu sich genommen und machte es

mir, den er als Verehrer des Dichters kannte, zum Geschenk. Nun war mir allerdings der Besitz des Autographs sehr werthvoll, das Heft an sich aber konnte vorerst für mich nur die Bedeutung einer Reliquie haben, die man mit Verehrung ansieht, mit der man aber eigentlich nichts anzufangen weiß. Es schien mir unmöglich, aus diesem Ameisengewirre von Zeilen irgend etwas herauszulesen.

Die betreffenden Blätter, hier mit lateinischen, dort mit deutschen Buchstaben, hier mit Tinte, dort mit Bleistift, hier in englischer, dort in deutscher Sprache geschrieben, gehörten nämlich einem Notiz- und Entwurfbuch an und waren so geschrieben, wie man schreibt, wenn man sich selbst als Leser voraussetzt und von Andern nicht gelesen sein will. Da verwandelt sich selbst der Kalligraph in einen Hieroglyphenschreiber, aber um wie viel mehr als jeder Andere leistet da erst ein Schriftsteller, dessen Handschrift von vornherein die Spuren einer übergroßen Thätigkeit an sich trägt! Hier standen wirr durcheinander Briefconcepte, Notizen über häusliche Vorkommnisse, Reflexionen über Tagespolitik, Andeutungen von Dialogen, offenbar nur als mnemotechnische Hülfe hingeworfen, um später anderswo, vermuthlich in einem Romane,

ausgearbeitet zu werden; doch siehe da, fünf große und dichtgedrängte Blätter hatten einen Charakter der Continuität und stellten offenbar eine Erzählung dar. Aber man denke sich, daß der Autor, der diese Blätter vorerst nur für sich selbst hieroglyphirte, obendrein noch zu jenen gehörte, die jedes Wort nachträglich prüfen und in jeder Zeile mindestens eins ausstreichen und ändern, und man wird die Rathlosigkeit ermessen, mit welcher ich, nicht ungleich dem Storch in der Fabel, vor der offen vor mir daliegenden Schüssel stand.

Und doch kam, je länger ich die Blätter betrachtete, desto mehr Klarheit in das Chaos; ich konnte bald ganze Worte und ganze Sätze lesen.

Groß und freudig war meine Ueberraschung, als ich nach fortgesetzter Champollion'scher Thätigkeit schließlich gewahr wurde, daß die in Rede stehenden Blätter eine vollständig fertige und abgeschlossene Novelle enthielten, ein Capriccio originellster Gattung, eine Bambocciade von jenem grotesken Humor, der auch nebenbei eine Seite in Sealsfield's Wesen darstellt. Derjenige, welcher nur diese Probe kennen würde, wäre allerdings in der Lage dessen, dem von Shakspeare etwa blos „Die lustigen Weiber von Windsor" in die

Hände gefallen. Doch ist das auch bei größeren Compositionen wesentlich anders? Wahrlich, diejenigen fordern zu viel, die in jedem Kleinsten den ganzen Dichter in nuce haben möchten. Wenn wir auch hier eine starke Seite seines Wesens klar und mächtig ausgedrückt finden, was wollen wir mehr? Jene herrliche Gabe des Dichters Sealsfield, höchste Anschaulichkeit, tritt uns wahrlich hier ebenso entgegen, wie in seinen größten Werken. Daß die Geschichte vermuthlich bestimmt war, eine Episode in einem Romane zu bilden, daß sie mit einem Fragezeichen schließt und das letzte Wort des Räthsels der Conjectur überlassen bleibt, während der Roman vermuthlich diese Erklärung gebracht hätte, auch das kann mich nicht zur Meinung bekehren, daß sie besser ungedruckt bliebe.

Als es einmal für mich ausgemacht war, daß die Novelle, wiewohl als Episode gedacht, fertig, in sich geschlossen und in ihrer Art meisterhaft sei, galt es nur, die geduldige Hand zu finden, die mir im langsamen Werke der Entzifferung, Wort für Wort folgend, das Ganze zu Papier bringe. Das ist geschehen. Es war eine Arbeit wie die eines Kunstfreundes, der, nachdem er auf einer alten, verstaubten, verschrumpften Leinwand die Linien eines Meisters

erkannt, Schwamm und Bürste ansetzt, bis endlich das Bild wieder zum Vorschein kommt.

Da steht sie nun, die wunderliche „Grabesschuld", und gemahne wieder einmal an den Dichter des „Virey", des „Morton", der „Prairie am Jacinto" und so vieler anderer mächtiger und unvergeßlicher Schöpfungen.

Die Grabesschuld.

„Aber kennen Sie denn auch die entsetzliche Geschichte?“ fragte der Marquis.

„Welche entsetzliche Geschichte?“

„Nun, die Geistergeschichte des Mr. Lean —“

„Vergebung, Mr. Spawn wollen Sie sagen, Mr. Amaziah Jedediah Spawn, von der Firma Lean Lank Spawn, of Pearlstreet, shipping goods. Gutes, gedeihliches Haus; in Speck und Schinken und derlei Artikeln großen Gewinn realisirt. Spawn erst vor zwölf Monaten eingetreten oder vielmehr aufgenommen worden. Sehr hoffnunungsvoller junger Mann, Mr. Spawn!“

„Verheirathet?“ fragte hier die ganz anmuthige, dreißigjährige Isabella.

„Zwei Kinder", versetzte der Berichterstatter, „zwei Kinder. Mrs. Spawn eine sehr respectable Dame — etwas zu groß für Mr. Spawn, der eher klein ist, aber sehr artige Frau."

„Also lang und mager?"

„Eher so als anders, etwas länglich und mager, aber von einer guten Familie. Gute Familie die Touchys!"

„Touchys und Spawn", bemerkte ein Dritter.

„Sehr respectabler, hoffnungsvoller junger Mann, der es weit bringen kann; erst in den Dreißigen; geregelte Lebensweise, sehr geregelte Phantasie."

„Geregelte Phantasie?"

„Geregelte Phantasie, die nicht ausschweift bei ihrem Geschäfte, bei ihrem Hauptbuch bleibt", versetzte mit halb verweisendem und ganz bedeutsamem Blicke der Major.

„Sehr geregelte Phantasie und Ordnungsliebe, Ausdauer, seltene Eigenschaften das bei jungen Kaufleuten, mit denen man es weit bringen muß."

„Was aber hat diese geregelte Phantasie mit der Geschichte zu thun?"

„Ja", fielen Mehrere ein, „die Geistergeschichte, die Geistergeschichte!"

„Sie trug sich am selben Tage zu, an dem seine Firma die dreißigtausend Dollars realisirte", bemerkte der Major.

„An demselben Tage?"

„Vielmehr abends, war bereits Abend, als er aus seinem Office Corner of Pearlstreet heimkehrte; nicht zwar heim, wollte blos vorbei an seinem Hause."

„Vorbei an seinem Hause?"

„Vorbei an seinem Hause — oder finden Sie das so sonderbar?"

Mr. Sprady sah den Fragenden mit einem curiosen Blicke an.

„Gar nicht sonderbar!"

„Aber ich finde es sonderbar, daß Sie mich zehnmal unterbrechen", bemerkte mit einem sardonischen Lächeln Mr. Sprady.

„Wir wollen nicht mehr unterbrechen."

Sprady lächelte und hob an:

„Mr. Spawn war also im Begriffe, an seiner Wohnung vorbeizugehen. Lag aber diese Wohnung in einem Seitengäßchen, das in die Canal-Street und gegen Bovery hinauf ausmündet. Schreitet zwar nach diesem Seitengäßchen, sein Sinn aber war auf die Bovery gerichtet, wo Mrs. Spawn mit den lieben Kleinen bei

einer Freundin Thee trank. Ließ sich aber die wenigen Schritte nicht reuen, da er ein sehr fürsichtiger, bedächtiger junger Familienvater ist, der sich überzeugen wollte, ob sein Haus auch noch am alten Flecke stehe, das heißt, ob es nicht unterdessen durch eine der dreihundertneunundneunzig Feuersbrünste, die uns das Jahr hindurch heimsuchten, oder einen der fünfhundert Corporationsbeschlüsse, die dazumal Straßen und Eisenbahnen durch unsere Stuben hindurchführten, in Rauch auf- oder in Trümmern untergegangen.

Er wandte also seine Schritte nach Canal-Street, willens, wenn er da Alles richtig befunden, nach Bovery zu steuern. Wie er so nach der Canalstraße einbog, wurde sein Schritt, er wußte selbst nicht warum, eiliger. Vielleicht war aber auch das Wetter daran schuld — war sehr trübes Wetter an diesem Abend. War sehr trübe und regnerisch, und wie er an seiner Thür anlandete, war es, was wir zu sagen pflegen, pretty dark, recht artig finster. Doch sah er trotz Finsterniß oder vielmehr Dunkelheit noch Thür und Fenster, sowie die gelb angestrichenen Backsteinmauern seines Hauses. Und nachdem er alles dieses gesehen, wollte er wieder weiter ziehen. Da er aber, wie bereits bemerkt, von Hause aus sehr bedächtig, so schaute er,

ehe er ging, nochmals, und wie er so nochmals schaute, sah er durch das Fenster einen röthlichen Widerschein, der aus dem Parlour kam. Wie der Blitz schoß es ihm durch das Gehirn, daß sicher die Nelly, die Hausnegerin und Köchin, darinnen sei; denn die Kalypso, die Stubenmagd, war ja mit ihrer Herrschaft in der Bovery. Nun war das freilich in der Ordnung, daß die Nelly zu Hause, aber nicht, daß sie im Parlour war. Was hatte sie im Parlour zu thun?

Ihre Negersippschaft zu tractiren, seinen Boheathee zu vergeuden, dazu vielleicht seine Spermacetilichter zu brennen? Diese Gedanken stürmten so plötzlich auf ihn los, daß er mit mehr als gewöhnlicher Heftigkeit an die Thür stieß und klopfte. Keine Thür that sich jedoch auf.

Er klopfte noch stärker, wer sich aber nicht aufthat, das war abermals die Thür. Ganz ärgerlich war jetzt Mr. Spawn und schon im Begriffe, sich dem gegenüberliegenden Laden zuzuwenden, wo in der Regel der Hausschlüssel gelassen zu werden pflegte, wenn alle ausgeflogen, verdrießlich aber über die Verschwendung des Bohea und der Spermaceti gab er der Klinke — gerade als wäre diese die Nelly — einen und noch einen Puff, und siehe da, die

Thür ging auf und Amaziah Jedediah Spawn konnte hinein.

Nicht ohne gemüthliche Verwünschung der schwarzen Hexe, die ihn unterdessen im kalten Novembergerieſel stehen gelassen, während sie sich beim warmen Kaminfeuer gütlich that, aber auch zugleich mit jener bangen Hast, die etwas zu finden fürchtet, wie es nicht sein soll, steuerte er dem Parlour zu.

Aber wer malt sein Staunen, ja seinen Schrecken, als er, nach sorgfältigem Zumachen der Hausthür vorwärts eilend, einen Blick ins Innere warf und im Kamine ein Feuer brennen sah, ein helleres, gemüthlicheres, wohlthuenderes Feuer, als es je unter Miß Spawn's Regiment seine etwas frostigen Lebensgeister erwärmte. Zwei Spermacetilichter, seit Monaten die Zierde des Kamingesimses, verbreiteten, in den silberplattirten Leuchtern stehend, ein helles und viel zu helles Licht, und vor dem Kamine saß mit ihm zugekehrtem Rücken eine Gestalt oder vielmehr Mißgestalt, so antediluvianisch, wie sie der gute Amaziah Jedediah in seinem ganzen Leben nicht geschaut. Sie saß auf einem Kissen, das, dem Familienbette angehörig, aus dem Schlafzimmer im obern Stockwerke gebracht worden sein mußte. Ein zweiter Blick, der ihm beinahe

das Terzianfieber ins Fell brachte, belehrte ihn, daß das Phantom sich nicht nur dieses seines Polsters, sondern auch einer chinesischen Vase, die schon der Stolz seiner Vorfahren gewesen, zu einem Behufe bediente — besagte chinesische Porzellanvase war nämlich wohl einen Fuß hoch und mit gar curiosem, seltsamem Gethiere, zweibeinigem und vierfüßigem, bemalt, auch stets mit Blumen, die im Sommer aus der Hand der Natur, im Winter aus der kunstreichen der Mrs. Spawn hervorgegangen, verziert und, wie gesagt, der Stolz des Kamingesimses — aber jetzt stand sie auf dem Fußboden zunächst dem Phantome, und es war klar, daß dieses sich derselben — affreux! — als Spucknapfes bediente. Doch das war noch nicht Alles. Besagtes Kamingesimse verunzierten überdies noch ganz horribel kothige Ueberschuhe, die ganz füglich einem Elefanten als Fußbekleidung gedient haben konnten und jetzt zu beiden Seiten bei den schönen Messingzierrathen herabhingen, während ein Wechselbalg von einem einstmaligen Hute mit einer Krone von der Größe eines Waschkübels von demselben Nagel gehalten wurde, der das Conterfei von Ebenezer Peter Spawn, dem Großvater unseres Amaziah Jedediah, trug. Noch andere Etnweihungen waren im stillen

Tempel der Spawn'schen Häuslichkeit perpetrirt worden, die aber der von gerechtem Staunen, Unwillen und Entsetzen halb außer sich gebrachte Partner der Firma Lean Lank Spawn und Comp. nicht sogleich zu bemerken im Stande war, da seine leiblichen und geistigen Augen einzig und allein auf das Ungeheuer gerichtet waren, das sich mit einer in den Annalen von Canal-Street und Bovery unerhörten Gewaltthätigkeit eingedrängt und nun wie ein ost- oder auch westindisches Idol stier und starr im Armsessel thronte. In der That war Amaziah bereits auf dem Rückzuge begriffen, um so schnell als möglich die Nachtwächter herbeizurufen, aber seine Nerven waren gar zu sehr erschüttert — war doch etwas Zauberei im Spiele — der Thürknopf wollte absolut seinem Drucke und Drucke nicht gehorchen. Je mehr er daran herumdrehte, desto mehr widerstand er.

Aber, ihr himmlischen Mächte, wer beschreibt sein Entsetzen, als das Ungeheuer vor dem Feuer sich finster und drohend wandte, seine dolchartig stechenden Augen auf ihn heftend, ja ihn gewissermaßen durchbohrend. Zwar fiel er nicht gerade in Ohnmacht, der Drücker, an dem er mit beiden Händen gearbeitet, hielt ihn; hätte er aber auch nur ein Haar nachgegeben, er wäre

sicher und gewiß gesunken. Ein kalter, dicker, zäher Schweiß drang ihm aus den Poren, trat ihm in dicken Tropfen auf Stirn und Schläfe, er zitterte an allen Gliedern, seine Kniee schlotterten, die Augen traten ihm aus den Höhlen — um alle die dreißigtausend Dollars seiner Firma, an der er als jüngster Partner mit seiner Einlage von siebentausend Dollars vierzehn und ein halbes Procent hatte, wäre er nicht im Stande gewesen, ein Sterbenswörtchen hervorzubringen. Jetzt ließ sich auch eine Stimme hören, die wie aus dem Grabe hervortönte:

„Amaziah!“

Der Ton war schrecklich, wie die Stimme des Engels mit der Posaune. Sehen und Hören, Sinn und Bewußtsein vergingen ihm, dem jüngsten Partner, der doch sonst das Hauptbuch so kräftig führte. Er drückte die Augen zu.

„Amaziah“, wiederholte das Phantom, „Amaziah, setze Dich, ich habe Dir etwas zu offenbaren.“

In so kaltem, hohlem Grabeston waren abermals die Worte gesprochen, daß sie unserem guten Amaziah, der einigermaßen dünnleibig ist, gewiß den letzten Lebensfunken ausgeblasen haben müßten, wenn ihm nicht die gütige Natur mit etwas von deutscher Philosophie

und Dämonologie zu Hülfe gekommen wäre. Glücklicherweise hatte nämlich die Firma an dem Tage eine Waarensendung aus Deutschland erhalten, der eines der neuesten Werke über Dämonologie in Maculatur beigegeben war, und noch glücklicher war im Augenblicke, wo die Waarensendung ankam, gerade einer unserer deutschen Importeure zugegen gewesen, der ihm als Curiosum einige Blätter übersetzte und ihm so einen Blick ins Geisterreich öffnete. Ohne diesen glücklichen Zufall wäre er sicherlich Todes verblichen. So erinnerte er sich nun, gehört zu haben, daß Geister nie zuerst reden, und obwohl er nicht ganz sicher, ja immer noch zweifelhaft war, so wirkte doch selbst der Zweifel beruhigender und er schwankte vor, und ehe er sich's versah, saß er im Sessel in einem entfernten Winkel des Parlour mit starren Gliedern, stieren, glanzlosen Augen, von Grabesdüften umweht und, um uns eines passenden Simile zu bedienen, wie Tim in John Pudding's schreckenvoller Höhle.

„Dir ist kalt, Amaziah", sprach das Ungethüm, „nähere Deinen Leib dem Feuer."

Mehr sprach es nicht, aber es starrte mit seinen stechenden Augen den armen Amaziah so schauderhaft an, daß dieser, von dem Blicke bezaubert, hervorkroch,

wie das Vöglein zur Klapperschlange kriecht. Es war furchtbar, ja gräßlich zu schauen, wahrhaft bemitleidenswerth, wie sein Leib und seine Gebeine jetzt zusammenschlotterten, jetzt in Bewegung kamen. Offenbar war diese Bewegung keine spontane, keine aus eigener, sondern gänzlich fremder Willenskraft hervorgehende anziehende und wieder abstoßende Bewegung.

Auch konnte er sich mit aller Mühe nicht näher als beiläufig bis vier Fuß zum Phantom heranbringen.

„Ich sage Dir, nähere Deinen Leib dem Feuer, auf daß ich Dir, was Du zu hören hast, offenbare", heulte abermals das Phantom.

Abermals schwankte Amaziah vor, nicht mehr halb, sondern drei Viertel todt, denn das Ungethüm gab einen Geruch von sich, einen wahren Leichen- und Modergeruch. Und seine Stimme dröhnte so furchtbar, als hätte es, mit den Worten unseres großen Missouri-Staatsmannes zu reden, seine ineffective Effectivität zur eventuellen Kraftäußerung steigern wollen.

Das Phantom hatte mitterweile durch einen Gestus, der ganz dem eines Oger glich, seinen Armsessel aus der Mitte des Feuerplatzes etwas auf die Seite geschafft. Wie? das sah weder, noch hörte der

arme Amaziah — eine unsichtbare Gewalt war es zweifelsohne, die ihn in die gefährliche Nähe brachte. Es erhellt aus den zwar nicht ganz klaren, aber doch seltsam constatirten Berichten Mr. Spawn's, daß das Monstrum wirklich etwas Unnatürlich-Uebermenschliches an sich hatte, mehr einem Vampyr, einem Oger, aber auch einem hindostanischen oder mexicanischen Idole glich. Seine Gesichtszüge, gab Mr. Spawn zu Protokoll, waren ganz antediluvianisch, hatten etwas Unclassificirt-Uncivilisirtes, etwas namenlos Schreckliches. Seine Augen, besagt er, sollen von der Größe von Büffelaugen, das eine seegrün, das andere coqueliquotroth gewesen sein, die Wangen verwittert, eine Art versteinerter Masse. Die Zähne, darauf wollte er einen Eid ablegen, standen ihm wie einem alten Eber zwischen den scheußlichen Lippen hervor und die Haare glichen mehr Borsten als Haaren. Und wie es angethan war, das Monstrum! Ueber diesen Punkt gab Mr. Spawn auch einige berichtigende Aufschlüsse. Es stak in einem mißfarbenen Ueberrocke, der aus Pferdehaaren gewebt sein mußte, so bezottelt war er; eine rothe Weste, die ihm bis auf die Mittelschenkel herabging, ein Paar Wollstrümpfe, die ebenso weit herauf reichten. Seine Füße staken in besagten nassen Ueber-

schuhen, denen er aber gegenwärtig ein Paar pelzverbrämter, von der Hand Mrs. Spawn's gestickter und Amaziah an seinem letzten Geburtstage dargebrachter Pantoffel substituirt. Um seinen Hals war geschlungen, was ein Sacktuch, aber auch ein Strick sein konnte, und in der Nachtmütze erkannte unser Amaziah einen andern Bestandtheil seines Eigenthums. Aus ihm sproßte ein wohl schuhlanger, in Aalhaut eingethaner Haarzopf.

Das Monstrum kaute Virginiakraut und spritzte die ausgesogenen Säfte mit ebenso viel Impartialität als Energie über den Fußteppich hin, der diese belle partie des Staatszimmers — ein Drawing room erlaubten die vierzehn und ein halb Procent doch noch nicht — bereits in einen flutenden Zustand versetzt hatte.

Jetzt schaute das Phantom auf und sprach mit entsetzlicher Stimme:

„Amaziah, Dir ist kalt, Du hast Fieber, Deine Kehle ist trocken. Du bedarfst der Wärme und Stärkung und Befeuchtung. So stehe denn auf und sorge für etwas Trinkables. Lasse es Cognac mit Wasser sein. Fressalia sind für diesmal nicht nöthig."

In diesen Worten lag wenigstens der Trost, daß das Ungethüm irdische Bedürfnisse kannte, denn der

geheime Wunsch, an den Comforts der Creatur Theil zu nehmen, schimmerte denn doch ziemlich klar aus seiner entsetzlich rohen Sprache hervor. Das war, wie gesagt, Trost, aber dieser Trost war wieder, wie wir zu sagen pflegen, sehr qualificirt. Es hatte zwar etwas Trinkables anbefohlen, aber würde es wohl davon genießen? Ein leiser, nur ganz leiser Verdacht begann in seinem Pericranium aufzudämmern, eine confuse Vorstellung, daß sein ungebetener Gast doch leiblicher Natur, aus Fleisch und Blut zusammengesetzt — obwohl eine eigene Species unverschämten Grobians, wagte er nicht einmal zu denken — sein könnte. Diese indistincte Vorstellung zuckte freilich nur ganz flüchtig und confus durch sein Gehirn, aber sie gab ihm doch wenigstens für einen Augenblick so viel Muth, daß er sich das Herz nahm, einen etwas mißtrauisch scharfen Blick auf den Anonymus zu werfen. Aber dieser Blick brachte wieder Herz und Muth zwischen die Beine. Es konnte kein vom Weibe geborenes Wesen sein, unmöglich! Diese entsetzlichen Züge, diese horrible Mißgestalt mit den ungeheuren Tatzen — ein einziger Griff dieses Mammuths war ja genügend, ihm das Seelchen gerade so auszudrücken, wie die Katze dem Mäuschen das Leben ausdrückt, ein einziger Druck der massi-

ven, wie ein Pferdefuß behaarten Hand konnte ihn ja in die andere Welt senden.

Mit Zittern und Zagen erhob er sich daher, griff in die Tasche, zog aus dieser einen Schlüssel und näherte sich dem Sideboard, das zum Glücke nicht mehr als drei Schritte von ihm stand, fand nach einigem Suchen und Tappen das Schlüsselloch und holte sofort aus dem Schranke das sogenannte Trinkable hervor, eine geschliffene Flasche mit einem dunklen Fluidum, Cognac genannt, die ihm aber, ehe er sie auslieferte, in der Hand auf eine seltsame Weise hin und her zuckte.

Das Ungethüm, es nicht der Mühe werth haltend, unsern armen Amaziah Jedediah eines weitern Blickes zu würdigen, hatte sich unterdessen in eine etwas bequemere Lage gebracht. Es streckte nämlich einen seiner gewaltigen Schenkel so, daß der Fuß auf den erzenen Rosthaken des Kamins zu liegen kam, den andern legte es auf das Arbeitstischchen der Mrs. Spawn, während es zugleich ein zweites Tischlein, das in Armlänge vor ihm stand, dahin zog und einen abermaligen Strom brauner Tabaksjauche aus dem Munde spritzte, der den seidenen Feuerschirm, ditto von der Hand der Mrs. Spawn gestickt, so gewaltig

traf, daß Blumen und Vasen, Liebesgötter und Schäfer für immer verblichen. Hierauf die Bouteille mit seinen gewaltigen Tatzen ergreifend, sprach es:

„Amaziah! Auf dem Schenktische stehen, ich weiß es, zwei Bier- oder Cidergläser, nimm sie herab und stelle sie hierher!“

Amaziah that mechanisch, was ihm geheißen wurde.

Das Ungethüm füllte die Gläser zur Hälfte mit dem braunen Concoct, Cognac genannt, aber in einer so plumpen, unmodischen Manier und mit einem so diabolischen Hohnlachen, daß Amaziah bis in seine innerste Seele hinein schauderte. Dann goß es einige wenige Tropfen Wasser ins Glas und sprach abermals:

„Amaziah, mein Sohn, trinke, und recht herzhaft, es wird die Creatur in Dir laben! Meines Verweilens auf dieser Erde ist nicht lange und bald muß ich wieder scheiden.“

Und nachdem das Ungeheuer die Worte in wahrem Grabestone halb gesprochen, halb geheult, nahm es den Kautabak aus dem Munde und warf ihn mit solcher Energie gegen den äußerst zierlich gestickten Feuerschirm, daß auch die letzte Rose desselben ganz

bemakelt wurde. Hierauf, das Glas erfassend, stierte es Amaziah mit einem Blicke an, der allein schon fähig gewesen wäre, ihn zu versteinern.

Das Glas in der Hand, stand dieser schwankend, ja schaudernd. Die Portion war ja so ungeheuer! In seinem Leben — und er zählte der Lustren beinahe sechs — hatte er nicht den vierten Theil auf einmal über seine Lippen gebracht. Und obwohl ihn jetzt der Schrecken mit seiner Allgewalt erfaßt, dachte er doch an Mrs. Spawn, die ihm seine Dosis immer gewissermaßen karg zugemessen, und was die wohl sagen würde? Aber war es der höllische, flammensprühende Blick, hoffte er, daß ihm die halbe Pinte — so viel war es sicher und gewiß — Courage einflößen werde, genug, er setzte an und trank, bis die ganze Masse aus dem Glase in seinen Leib transferirt war.

Das Ungethüm hatte indessen das zweite Glas gefaßt und dieses mit einer Kaltblütigkeit geleert, als ob es ein Glas frisches Brunnenwasser gewesen wäre.

„Steif, sag' ich Dir, steif, aber gut auf den Weg, auf den Weg nach unserem Tartarus — muß durch den Tartarus auf meinem Wege nach dem Elysium. Wohne nämlich im Elysium, Amaziah!"

Der Elysäer hielt eine Weile inne, und dann, wie aus einem Grabesschlafe erwachend, sagte er:

„Amaziah, höre, was ich Dir zu sagen habe. Hebe Deine Füße auf das Ding da, denn mein Geschäft ist ein ernstes.“

Und so sagend, ergriff das Ungethüm einen Armsessel, der ein gar kostbares Familienstück war, dieweil er von der Großmutter der Mrs. Spawn, der seligen Mrs. Twaddle, herrührte. Die Stickerei stellte auf einer Wiese springende Lämmer dar, welche sich die selige Mrs. Twaddle ein ganzes Jahr geplagt zu weben und zu sticken, und sie hatte auch seinen beiden Sprößlingen bereits manches Kopfstück zugezogen, wenn sie, unvorsichtigerweise ihre Butterbemme darauf fallen lassend, es bemakelt.

Amaziah zitterte wie Espenlaub, wenn er an Mrs. Spawn dachte und was sie wohl zu alledem sagen werde. Ach, sie, die jetzt bei ihrer Cousine Twaddle den Thee trank, sie hatte keine Idee von der entsetzlich kritischen Lage, in der sich ihr armer Ehekrüppel befand.

Jawohl, Ehekrüppel, dachte der arme Amaziah, als sich abermals die Grabesstimme hören ließ:

„Schau' mich an, Amaziah!“

„Ich“, stammelte dieser, „ich möchte gern wissen —“

„Höre mich an, junger Mann, wenn es Dir beliebt, Du trägst die Unkosten der Feuerung, des Lichtes und des Brandy da, der nicht besser ist, als er sein sollte. Will Dir nicht mehr aufbürden, will die Unkosten der Unterhaltung selbst tragen. Halt's Maul, Amaziah. Ich war ein Freund Deines Großvaters. Bin expreß dem Elysium entstiegen. Willst Du ihn sehen?“

Amaziah warf einen furchtsam verstohlenen Blick auf den alten Wechselbalg von Hut, der jetzt das Portrait seines Großvaters verhing.

„Nicht das miserable Geschmiere da“, sprach der Grobian von einem Gespenste, indem er aufstand und, den Hut von dem Gemälde weghebend, das Conterfei des Großvaters unseres jüngsten Partners der Firma Lean Lank Spawn und Comp. aufdeckte.

„Glaubst Du, das sei Dein Großvater? Pooh, will Dir ihn zeigen.“

Und so sagend, nahm das Ungethüm eine Kohle aus dem Kamine, zog einen dicken schwarzen Strich über und unter dem Munde des Großvaters hin, tupfte einen Punkt in das linke, einen andern in das rechte Auge und sprach dann mit hoher Entrüstung:

„Da sieh nun, Amaziah, das schaut gewissermaßen aus wie Ebenezer Spawn. Aber er ist's doch noch nicht recht, nicht ganz und gar! Soll ich Dir lieber Deinen Großvater selbst heraufrufen? Sage, soll ich? Nur ein Wort, und er kommt. Muß kommen, muß pariren. Mordelement!"

„Nie, nie!" stotterte Amaziah.

„Wohl! Wie Du willst! Weiß nicht, ist vielleicht besser, auch nicht vonnöthen, den armen Ebenezer zu tribuliren. Wäre eine verfluchte Tribulation, Amaziah", sprach er, das zweite Glas leerend und ein drittes einschenkend. „Große Tribulation", fuhr das Ungethüm fort, „sage Dir, große. Wäre das Geschäft nicht gar so wichtig, hätte mich nichts aus dem Elysium hergebracht. Bürge Dir dafür. Ein wichtiges Geschäft, sehr wichtig. Die Ruhe, das Seelenheil, die ewige Seligkeit Deines Großvaters auf dem Spiele. Halte Deine Füße auf dem Sessel. Verstehst Du, Amaziah? Waren Kameraden, Dein Großvater und ich, verstehst Du, Amaziah, Kameraden im großen Revolutionskriege, das heißt Kameraden, inwiefern wir Kameraden sein konnten, aber Kameraden waren wir, und hatte große Egards für ihn, obwohl er im Range tief unter mir. Hatte viele Freundschaft und Herab-

lassung für ihn, obwohl er ein großer Narr und dem Stehlen und Lügen heillos ergeben — Dein Großvater!"

„Nie, nie!" stammelte heulend Amaziah.

„Es ist nicht manierlich von Dir, so zu heulen, zu stottern und zu stammeln!" brüllte das Ungethüm zornerglühend. „Sehe schon, muß Deinen Goßvater aus seinem morschen Hause hervorrufen, Dich mores zu lehren."

Und plötzlich aufspringend, riß es das glühende Feuereisen aus den Kohlen, beschrieb mit der einen Hand einen Kreis um das Haupt des entsetzten Amaziah, mit der andern warf es ein Schächtelchen Phosphor-Zündhölzchen in das Feuer und schrie dazu mit brüllender Stimme:

„Bordorem, Chomiborosun Hororrorum Bonesso bonum Csombovomonen!"

„Um Gottes Christi willen!" schrie Amaziah, die Augen zudrückend. „Um Gottes Christi willen!" heulte er, vor Schrecken und Entsetzen vom Sessel zu Boden sinkend.

Der Schwefeldampf war in der That so betäubend, daß wohl auch stärkere Nerven unterlegen wären. Das ganze Zimmer war mit Rauch und Dampf gefüllt.

„Willst Du pariren, Amaziah?“ brüllte das Gespenst.

„Ich will, ich will!“ stöhnte Amaziah.

„Wohl“, brüllte das Gespenst, das Eisen nochmals über dem Haupte schwingend, „so Du pariren willst, will ich Deiner schonen und Deines Großvaters!“

„Ich will!“ stöhnte abermals Amaziah, sich auf dem Fußboden krümmend.

„Höre mich an“, sprach das Gespenst, „und halt's Maul — kannst Du nicht?“

„Ich halte es ja!“ stöhnte Amaziah.

„Halte es hier, wo einer zu Dir spricht, dem Du die Schuhriemen nicht aufzulösen werth bist, der ein Verstorbener ist! Ist jetzt im Elysium meine Heimat, komme geraden Weges von da her. Ist aber die Zeit meines Aufenthalts auf dieser Eurer Erde sehr gemessen. Darum höre!

Waren ich und Dein Großvater gute Freunde. War zwar nur Gemeiner, ich Adjutant, er in der Musikbande, was man Trommelschläger nennt, ich Offizier, als unsere Armee zu Valley-Forge lag. Auf! Sieh mir ins Angesicht, wie ein wahrer Sprößling eines tapfern Revolutionshelden, der, obgleich nur

Trommler, doch mehr Rumor in seinem Leben verursachte, als ihm selbst oft lieb war; bürge Dir dafür. Hatte aber große Egards für ihn und wird Dir das einleuchten, wenn ich Dir das Verhältniß offenbare, das zwischen uns obgewaltet, dem Trommelschläger Ebenezer Spawn und mir, und welches Verhältniß bisher tief verschleiertes Geheimniß gewesen, da wir es beide mit ins Grab genommen, wo es gewiß auch ruhen geblieben wäre, wenn nicht ein Höherer mir aufgetragen und zu mir gesagt hätte: Jeremia Cobb — mein Name, als ich noch auf dieser Erde wandelte — also: Jeremia Cobb, erhebe Dich und stehe auf, umgürte Deine Lenden nnd gehe zu dem Krämer und Handelsmanne Amaziah Spawn, wohnhaft zwischen der Bovery und Canal-Street, und offenbare ihm Alles, auf daß die Schuld von seinem Großvater genommen und er eingehen möge zur ewigen Ruhe.

Und, gehorchend dieser Stimme, erhob ich mich demnach von meinem Ruhesitze im Elysium, durchflog seine weiten Räume, sowie den abscheulichen Tartarus und stieg dann hinauf in die Oberwelt. Bin vor keiner halben Stunde unweit Hellgate gelandet und hergeeilt zu Dir, Amaziah. Höre denn und vernimm:

Als die Armee, unsere unsterbliche Armee, in

Valley-Forge lag — war neunzehn Minuten nach zwei, eine stürmische Nacht und der Wind blies wie Donner und Wetter — da sandte der General nach mir. Wenn ich General sage, so verstehe ich darunter nicht den General Putnam oder den General Green oder den General Steuben oder Kalb, sondern den General par excellence, den großen General der Generale, den General Washington selbst, verstehst Du?

Sandte nach mir und hatte eine interessante Conversation. Was in dieser Conversation verhandelt wurde, geht Dich nichts an, gehört auch nicht zur Sache. Halt's Maul, Amaziah! Kein Wort davon, genug, daß ich mich dazu verstand, die Linien unseres Lagers zu verlassen, um einen äußerst wichtigen Auftrag auszurichten, wozu ich blos einen einzigen vertrauten Mann mit mir nahm, um mir bei dieser äußerst wichtigen Mission, siehst Du, Amaziah, zur Hand zu sein.

Ich wählte Deinen Großvater, obwohl ich Adjutant und er blos Mitglied der Bande, vulgo Trommelschläger war, war aber doch immerhin Soldat und ein buen camarado, wie der Spanier sagt, im großen Revolutionskriege, der auch oft erstaunlich viel Lärm machte, und so ließ ich denn allen Rangunter-

schied fahren, und obwohl er oft ein ganzer Narr und, traurig zu sagen, dem Lügen und Stehlen gar zu arg ergeben, wo sich nur eine Gelegenheit dazu fand, so" — hier leerte der Elysiumsbewohner sein Glas — „nahm ich ihn doch mit, da er immer gehörigen Respekt vor mir hatte, und ließ den obwaltenden Rangunterschied aus den Augen.

Doch säubere Deine Nase, Amaziah, säubere Deine Nase, sie hat es wahrlich nöthig.

In derselben stürmischen Nacht — der Wind heulte, wie ich Dir sagte, von allen Weltgegenden her — gingen also ich und Dein ehrwürdiger Großvater, der Trommler, auf eine geheime Sendung aus, über welche zwar ein gewisser Cooper viel gefaselt und geschrieben, aber Alles Humbug, sag' ich Dir, Humbug, blauer Dunst. Nein, das Geheimniß soll sterben und ist gestorben mit mir und Sr. Excellenz dem General en chef. Sagt sie zu mir, die Excellenz: Jeremia Cobb, sagt sie — war mein Name, als ich auf Erden wandelte — hab' ein verteufelt unbegrenztes Vertrauen in Dich, in Deinen Muth, Deine Tapferkeit, Rechtschaffenheit, Tugend und Vaterlandsliebe, auch in Deine Anständigkeit, Keuschheit, Frömmigkeit und Fürsichtigkeit, sagt sie, die Excellenz.

Und wohl mochte die Excellenz das sagen, Mordelement, doch es wäre Perlen vor die Säue geworfen, hier mehr zu sagen. Sei Dir genug, Amaziah, daß mir Excellenz ihr Vertrauen auch dadurch bewies, daß sie mir ein Paar Wasserstiefel lieh und Deinem Großvater ein Paar alte Pantoffeln, denn ich sowohl als Dein Großvater waren barfüßig, maßen jene Tage Männerseelen nicht nur, auch ihre Sohlen hart prüften, sodaß schier mehr Ueberfluß an starken Seelen als Sohlen vorhanden. Waren froh, wenn wir solche Schuhe hatten, wie Du sie da siehst, sind noch aus dem Revolutionskriege, diese Ueberschuhe."

Hier zeigte das Ungethüm auf die abscheulichen Ueberschuhe und fuhr dann fort:

„Doch höre und halt's Maul, verstehst Du? Kannst Du's nicht? Ja, was ich sagen wollte, wir verließen das Lager um drei nach Mitternacht, wo Alles still und im Schlafe begraben, und gingen selbander durch die Wachen, für welche uns der General en chef das Paßwort gegeben, und so gingen wir selbander in der Richtung, die ich für die geeignetste hielt, und Dein Großvater trollte hinterdrein in den abgetragenen Pantoffeln Sr. Excellenz und in ehr-

furchtsvoller Distanz, da er blos ein Trommelschläger war.

Mochten so eine Weile fortgegangen sein, als wir an einer Farm oder Meierei ankamen, aus der wir das Gackern der Hennen und das Krähen der Hähne hörten, was mich fürsichtig umschauen machte. Als ich so fürsichtig mich umschaue, sehe ich Deinen Großvater Ebenezer Spawn, wie er sich von mir wegstiehlt und auf allen Vieren der Hühnersteige zutrachtet. Sehe es und springe sogleich zurück, auf ihn zu, ergreife ihn beim Schopfe und schleppe ihn wohl an die hundert Schritte vom Farmerhause weg unter einen Eichenbaum, wo uns Niemand sehen noch hören konnte Und sage zu ihm: Ebenezer, Peter — war sein zweiter Name, weißt Du — Peter, by Jove! ich blase Dir das Lebenslicht mit dieser da in der Pistole enthaltenen Kugel aus, wenn Du Deine Kniffe nicht lässest! Pfui Teufel, sag' ich, schämst Du Dich nicht? Ein Revolutionsmann willst Du sein, ein halber quasi Abgesandter vom großen Washington, seine Pantoffeln hast Du an und keine Hühnersteige im ganzen Lande ist vor Dir sicher? Hast Du denn gar keine Ehre im Leibe? Alles bon ton neur verloren, während wir eine so höchst wichtige Sendung ausführen, ich als

das Alterego des Commandanten en chef und Du gleichsam als das Alterego Deines Oberoffiziers und dermaligen Chefs? Pfui, schäme Dich, sag' ich, so miserablen, eines für tägliche six pence gemietheten Hessen, aber keines braven Revolutionsmannes und Trommlers würdigen Einfall zu haben. So sage ich, auf Ehre!

War beschämt, der Amaziah, versprach sich zu bessern, und gingen also weiter.

Ja, wir gingen, ich voran und Dein Großvater hinterdrein, in respektvoller Entfernung. So kamen wir nun zu einem Passe mit Hügeln, links und rechts und in der Mitte der Weg, den wir fürsichtig, sehr fürsichtig vorwärts schreiten.

Wie wir so vorwärts schreiten und immer weiter schreiten, steht mit einem Male etwas vor uns auf dem Wege, keine zwanzig Schritte vor mir. Sah gespenstig aus, in ein Leichentuch gehüllt, stand hoch und geisterbleich vor mir. Hatte etwas in der Hand, das es drohend gegen mich erhob und schüttelte! War ganz curios zu schauen, das Ding, in seinem Nebelgewande, das es doch wieder so hell und luftig umfloß, und wie es auf- und niederschwebte, die Rechte wie drohend gegen mich schüttelnd, wußte ich nicht gleich,

was ich davon zu halten. Wurde nämlich immer drohender und heftiger die Erscheinung.

Denke mir: Was soll das? Muß doch recognosciren lassen! Beordere daher meine Ordonnanz, das heißt Deinen Großvater Ebenezer Peter Spawn, die Avantgarde zu formiren und auf die Erscheinung loszurücken, um auszukundschaften, was es wohl wäre. Nicht als ob ich dieses nicht gewußt hätte, aber in der allimportanten Lage und Sendung, in der ich mich befand, und beauftragt von Sr. Excellenz dem General en chef, war meine Person viel zu wichtig, um sie nicht gehörig zu decken. Das war die eigentliche Ursache, warum ich ihn vorwärts beorderte, um dann meine Dispositionen besser treffen zu können. Der alte Narr aber, Dein Großvater, meinte, daß es der Mondschein wäre, obwohl die Nacht so finster war und die Nebel so dick thaten, daß man sie in Säcke hätte verpacken können; dann sagte der alte Esel, es wäre ein Wasserfall oder irgendwelcher Rauch. Auf Ehre, Amaziah, sagte es. War zuweilen ein rechter alter Esel, Dein Großvater, und der Schafskopf zitterte dabei an allen Gliedern und hielt sich an meinem Rockzipfel. Und wie er sich so hielt, verschwand auf einmal das Ding. Ich aber marschire tapfer vorwärts, ihn beordernd,

mir zu folgen, und so kommen wir an den Ausgang des Passes, wo das Gespenst gestanden. Sage ihm hierauf: Ebenezer Peter Spawn, sage ich, weißt Du, daß wir ein Gespenst gesehen haben? Einen Geist, und zwar einen hessischen Geist aus Bockenheim. Ich habe ihn selbst vor sechs Monaten aus seinem Leibe getrieben, indem ich ihm seinen dicken Schädel bis auf den Nackenwirbel spaltete. Er aber, in seiner gemeinen Trommelschläger-Ignoranz und Impertinenz, unterstand sich, mir ins Gesicht zu lachen, worüber mich starke Lust anwandelte, ihn tüchtig durchzufuchteln von wegen seiner Unverschämtheit; doch erwägend, daß er ein alter Narr, wettete ich fünfzig Dollars mit ihm, in Continentalmünze, verstehst Du, Amaziah, daß wir einen Geist gesehen und daß ich ihm dieses beweisen würde. Er nahm mich beim Worte, wir trugen die Wette in unsere Wettbücher ein, worauf ich ihm befahl, mir zu folgen und das Maul zu halten, in Anbetracht, daß wir auf einer geheimen Expedition waren.

Diese Mission vollbrachte ich denn auch glücklich und erhielt dafür den Dank Sr. Excellenz in Ausdrücken, die zu schmeichelhaft, als daß meine angeborene Bescheidenheit es zuließe, sie zu wiederholen.

Wenige Tage nachher trug es sich jedoch zu, daß Dein Großvater, Amaziah, während er durch den Backofen eines Farmhauses in die Küche einzukriechen bemüht war, um verschiedene Fressalia und Trinkabilia herauszuholen, von der jungen alarmirten Farmerin — der alte Narr polterte und rumorte aber auch danach im Backofen und der Küche herum — mit der Ofengabel attakirt und mit dieser in denselben Theil seines Leibes gestochen wurde, für welchen die Fressalia bestimmt waren. Hatte ein Loch in dem Bauch, schier so groß, daß man den Schinken durchstecken konnte, den er erbeutet. War sehr betrübt von wegen dieser Wunde, die eine Stunde darauf sein seliges Ende nach sich zog. War sehr betrübt gestorben, obwohl der Schinken glücklich gerettet war, denn ich stand unterdessen vor dem Backofen und hatte mir ihn zugesteckt, ehe er das Loch in den Bauch erhielt. Auch ich war untröstlich über seinen schmerzlichen Tod; der alte Esel hatte den Whisky, den ich ihm zuerst zu nehmen befohlen, vergessen, und über das Gepolter waren die Farmerin und ihr Mann aufgewacht, und ich mußte schimpflich mit halbleeren Händen Reißaus nehmen, was mir nie zuvor passirt, denn war immer sehr resolut, Amaziah, sehr resolut.

Aber nun, nun, Amaziah, auf den Punkt zu kommen, der eigentlich der Knoten ist, den Du zu lösen hast, so habe ich das Gespenst nach meinem Ableben gesehen und gesprochen. War richtig, wie gesagt, der hessische Lieutenant von Bockenheim, dem ich den Kopf bei einem Fourragir-Scharmützel bis auf den Nackenwirbel gespalten, weil er sich in einer Rumkneipe überfallen ließ, und halb betrunken, gerade wie er die volle Bouteille zum Munde führte. Und war das sein größter Zorn, daß ich ihn von der Bouteille trennte, und schnitt er mir deshalb so grimmige Grimassen, nicht deshalb, daß ich ihm den Schädel bis auf den Wirbel gespalten, sondern weil ich seine Bouteille selbst geleert.

Treffe ihn im Tartarus, wo er vor seinem Landgrafen hessische Rekruten für die Briten einexercirt. Kannte ihn auf der Stelle an dem langen Zopfe. Stand auch sein Landgraf dabei. War seine Strafe, immer und ewig einzuexerciren, und der Landgraf commandirte: „Linker Fuß, rechter Fuß!“ Schaute ihm eine Weile zu und fuhr dann weiter nach meiner Station im Elysium, wo ich alle unsere Revolutionshelden in höchster Glorie vorfand.

Sah mich sogleich nach Deinem Großvater um,

konnt' ihn aber nicht finden, stöberte ihm selbst in den Ausgedinghäuschen nach, die in einer Art Vorhalle stehen und wo die hingethan werden, die zu gut für die Hölle oder den Tartarus, aber nicht gut genug für das Elysium sind, fand ihn aber auch da nicht. War sehr betrübt, dachte schon, der Teufel hätte ihn geholt, bis ich endlich nach langem Fragen erfahre, daß er noch immer in seinem Grabe schmachte, in sein morsches Häuschen gebannt, nur alle Jahre einmal die Erlaubniß erhalte, heraufzukommen, um Geld für eine verlorene und nicht eingelöste Wette einzusammeln. Ist das bon ton neur im Elysium sehr stark und darf Keiner ein, der sein Ehrenwort gebrochen.

Erkundigte mich weiter und erfuhr, es sei dieselbe Wette, die ich mit ihm eingegangen und die man bei ihm in seinem Wettbuche verzeichnet gefunden.

Betrübte mich das gewaltig, denn ich hatte ihn immer gern, Deinen Großvater, obwohl er, wie gesagt, ein großer Narr und dem Lügen und Stehlen stark ergeben. Betrübte mich, auf Ehre, Amaziah. Ließ mich also gleich beim Chef unseres Elysiums-Generalstabes anmelden und eine Audienz nachsuchen, um womöglich die Sache zu vermitteln. Wollte auch, die Wahrheit zu gestehen, einmal wieder nachschauen,

wie es bei Euch hier oben aussieht, was Ihr treibt und wie das Land, das wir frei gemacht haben, gedeiht. Kurz, entschloß mich, Urlaub zu nehmen und eine kleine Excursion herauf zu machen. Will Dir ein andermal erzählen, wie ich die Dinge gefunden, habe jetzt nicht die Zeit dazu. Muß zurück, wartet das unterirdische Dampfschiff, das ein gewisser Fulton, den Ihr hier verhungern ließet, eingerichtet. Hat ein Privilegium in der Unterwelt für Dampfschiffahrt erhalten, weil ihr da oben schäbige Kerle wart. Seid zuweilen recht schäbige Kerle, schämt Euch!

Bin also gekommen, um Dich aufzufordern, den Geist Deines Großvaters aus seinem engen, morschen Hause zu erlösen und ihn in das Elysium bringen zu helfen, wo er zwar kein Palais, aber doch eine recht anständige Wohnung finden soll. Muß Dich zu dem Zwecke bemühen, die von ihm eingegangene und verlorene Wette zu saldiren. Beträgt aber diese fünfzig Dollars Continentalmünze, die Dein Großvater verloren, zwei Dollars Silbergeld, die mit Interessen sich auf neun Dollars, drei Schillinge und Sixpence belaufen, welche neun Dollars, drei Schillinge und Sixpence Du mir für Rechnung Deines Großvaters Ebenezer Peter Spawn zu bezahlen hast. Und im Falle Du

zweifelst, will ich Deinen Großvater heraufrufen, und das auf eine Weise, Donner und Wetter, daß Canal-Street und die Bovery noch nach Jahren daran denken sollen. Ja, das will ich, Mordelement, und wenn Dir Deine Baracke über dem Kopfe zusammenkrachen sollte."

„Nein, nein, um Gotteswillen nein!" schrie der arme, von Brandy, Schwefeldampf und Gebrüll ganz betäubte Amaziah.

„Du willst also zahlen?" brüllte der verstorbene Revolutionsadjutant. „Du willst, hoffe auch, Du wirst! Hast heute einen guten Tag gehabt, eine nette Summe eingestrichen. Wohl, will es dem alten Ebenezer sagen. Will, will. Wissen im Elysium Alles, was hier vorgeht. Freut mich, daß Du doch noch so viel Pietät gegen Deinen Großvater hegst und zahlen willst." Und so sagend, bog sich das Ungethüm herüber zu dem armen Amaziah, den es nun mit seinen flammenden Büffelaugen, das eine seegrün, das andere coquelicotroth, so verzweifelt anstierte, daß dieser entsetzt und mit einer Hast, die er sein ganzes Leben lang noch nicht an den Tag gelegt, in die Hosentasche fuhr. Wie aber die Hand mit der Brieftasche wieder herausfuhr, zögerte sie, trotz Schrecken, Bewußtlosigkeit,

Betäubung und Trunkenheit, wieder ganz in Lang Spawn's Manier.

Vom Gelde sich zu trennen, war doch gar zu hart.

Das Ungethüm mußte ihm einen zweiten glühenden, wüthenden Blick zuschicken.

Da erst öffnete Amaziah die Brieftasche, und nahm mit zitternder Hand eine Zehn-Dollars-Banknote — er beschwört, es sei eine jener Banknoten gewesen, die al pari stehen — und hielt sie dem Monstrum bebend hin.

Dieses streckte seine Tatze aus, ergriff die Note, besah sie von allen Seiten und schob sie dann in das schmuzige Wettbuch.

Hierauf nahm er aus einer ebenso schmuzigen Ledertasche einige Silbermünzen heraus und sprach:

„Hier ist die Herausgabe auf die zehn Dollars, drei Schillinge, Sixpence, und hier der Empfangsschein im Elysium mit unsterblicher, unauslöschlicher Tinte geschrieben, und bin froh, Amaziah, daß Dir Deines Großvaters Seligkeit doch noch neun Dollars, drei Schillinge und Sixpence werth ist. Wird ihn freuen. Will Dir dafür ein andermal meinen Besuch abstatten, wenn Du abermals einen Gewinn gehabt.

Will Dir dann sagen, wie mir Eure Newyorker Zustände gefallen — auf Ehre, Amaziah."

„Nein, nein", versetzte Amaziah, „um Gotteswillen nicht!"

„Halt's Maul, Amaziah", drohte das Gespenst, sich den Rest der Bouteille einschenkend, „und verdirb mir den Valettrunk mit Deinem Geplärre nicht. Ist ohnedem kein Nektar, aber auf den langen Weg und durch den kalten, feuchten Tartarus mag er's immerhin thun. Kannst mir jetzt durch den Gang leuchten."

Und so sagend, stieß der verstorbene Revolutionsadjutant das leere Glas auf den Tisch, warf die Pantoffeln von sich, stülpte den monströsen Hut auf den Kopf, stieß die Füße in die Ueberschuhe und erhob sich.

„Kannst Du nicht beide Lichter nehmen, Spawn, wenn Du einem Helden wie mir vorleuchtest?" brüllte er dem bebenden Amaziah zu, der nur einen Leuchter ergriffen hatte.

Halb todt vor Schrecken gehorchte der Arme und nahm beide Leuchter, aber sie waren zu schwer für ihn. Er war noch nicht drei Schritte in den schmalen Corridor eingeschwenkt, als ihn Sinn und Bewußtsein verließen und er ohnmächtig zusammenstürzte.

In demselben Augenblicke ging die Hausthür auf und eine lange, hagere Frauengestalt trat mit einer Magd, die eine Laterne trug, ein; nebenher trippelten zwei etwa drei- und vierjährige Kinder.

„Martha Spawn", brüllte das Monstrum, „Martha Spawn, geborene Twaddle, sei mir gegrüßt im Namen Deines Großvaters Ebenezer Peter Spawn, dem heute Heil widerfahren und den ich jetzt ins Elysium mit mir nehme!"

„Was ist, was soll das?" kreischte die resolute Martha. „Nachtwächter, Constabler, zu Hülfe!" kreischte sie stärker.

„Martha Spawn, o Martha Spawn!" brüllte der Verstorbene; „mein Name ist Jeremia Cobb, bin der Freund und Vorgesetzte Deines Großvaters, gekommen aus der Unterwelt von wegen einer alten Schuld; aber jetzt ist meine Zeit um."

Und so sagend, sauste und brauste das Gespenst an oder vielmehr über die Mistreß Spawn hinweg, denn er hatte sie umgeworfen, der Grobian, brauste der Hausthür zu und verschwand. Ob durch die Hausthür oder den Kamin, ist bis heute noch nicht constant.

Drinnen aber waren Ohnmachten über Ohnmach-

ten und höllischer Schwefeldampf, und Nachbarn und Nachtwächter und Constabler, die schaudernd die Märe hörten.

Nicht allein an diesem Abende aber standen sie und hörten, sondern auch die folgenden und nachfolgenden Tage und Abende, und kamen viele Hunderte, ja Tausende nach Canal-Street und Bovery-Ecke, das Haus und den Kamin zu schauen, durch den der leibhaftige Gottseibeiuns nach seinem Besuche bei Jedediah Spawn davongefahren, an den Schornsteinen, wie Berichterstatter eidlich erhärten, deutliche Spuren hinterlassend.

* * *

So die „Grabesschuld", in welcher wir die Bekanntschaft eines in seiner Art einzigen Gespenstes gemacht haben. Wir sind nämlich in Trauerspielen und Romanen bisher immer nur feierlich-pathetischen, elegischen oder auch zärtlich schmachtenden Revenants begegnet; das klotzige und klobige, das urmassive Gespenst, die gespenstige Hausknechtsnatur ist eine neue Species und meines Wissens noch von keinem Forscher beobachtet worden.

Was in den vorhandenen Blättern sonst noch zu entziffern, sind einzelne Reflexionen, wie sie der Tag

gebracht. Da fast keine davon unbedeutend, lasse ich sie hier folgen:

Die Hoffnung ist das Manna dem Leidenden, vom Himmel gesandt, von dem er lebt.

* * *

Die Initiation in das Leben ist Leiden.

* * *

Wir treten zwar die Erde mit Füßen, aber nicht ungestraft, und je höher wir uns gen Himmel schwingen und ihr entrücken, desto mehr rächt sie sich an uns.

* * *

In Monarchien liegt der Despotismus in den Gesetzen oder dem Eigenwillen des Monarchen, in Republiken, wie der Schweiz, in den Sitten (wie's der Brauch ist).

* * *

Was die Atmosphäre dem Körper, das ist der Zeitgeist dem Geiste; der Aether, in welchem sich die Geister bewegen, der sie treibt, so und so zu handeln, der auch Epidemien erzeugt, die ganze Welttheile umfassen.

* * *

Euren absoluten Herrschern ergeht es wie Hoch-

wächtern auf Leuchtthürmen, die bei einbrechender Nacht, die Leuchte anzündend, plötzlich in einem Lichtstrome erglänzen und weit umher gesehen werden, selbst aber weder sehen, noch gewahren, was zu ihren Füßen in der Tiefe vorgeht. Das ist eben der Fluch des Absolutismus, daß er in seinem blendenden Glanze und von seiner Höhe herab nicht sieht, was draußen in der finstern Nacht der Völker vorgeht, nicht fühlt die Bedürfnisse, die Leiden und Freuden.

* * *

Die Verächter der Menschheit sind zweifacher Art: erstlich die, welche ihre Verdienste und Vorzüge nicht hinlänglich beachtet glauben, oder zweitens die, welche von der Welt vergöttert werden, während sie sich ihrer Werthlosigkeit bewußt sind.

* * *

Wie ich an Königsfelden vorbeifuhr, traten Albrecht II., sein Neffe Johann von Schwaben und seine Ritter vor meine Phantasie. Und ich hätte diesen Johann von Schwaben und seine dummen Ritter selbst maulschellen können, daß sie den einzigen Habsburger, der nicht nur großer Ideen fähig war, sondern auch Festigkeit des Charakters hatte, diesen Ideen Ausführung zu geben, so dummer Weise wegräumten. Was

wäre aus den deutschen Duodezfürsten geworden, wenn dieser durch keine Rücksichten sich bindende Fürst nur zwanzig Jahre noch regiert hätte! Aber die Rache kam; derselbe Adel, der so dummer Weise seine Hauptstütze beseitigt, war in zwei Jahrhunderten darauf selbst beseitigt.

* * *

Schaut mit klaren Augen Gottes Natur an, dringt mit unbefangenem Verstande in die Tiefen derselben und bringt es zur höchstmöglichen Erkenntniß ihrer Gesetze und Ordnung; diese Gesetze, auf Euch selbst in Anwendung gebracht, geben Euch als Resultate die wahren Moralgesetze.

* * *

Endlich finden wir, mit rother Tinte eingefaßt, einen lateinischen Vers, den er — sich selbst täuschend — als seinen Wahlspruch gedacht haben mag:

Omne solum forti patria est, ut piscibus aequor!

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Neue Romane

aus dem Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Leben um Leben.

Roman

von der Verfasserin von „John Halifax".

Aus dem Englischen von Sophie Verena.

Autorisirte Ausgabe.

3 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein edles Leben.

Roman

von der Verfasserin von „John Halifax".

Aus dem Englischen von Sophie Verena.

Autorisirte Ausgabe.

2 Bände. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Ogilvies oder: Herzenskämpfe.

Roman

von der Verfasserin von „John Halifax".

Aus dem Englischen von A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

3 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Neue Romane
aus dem Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Robespierre.

Geschichtlicher Roman

von

Karl Wartenburg.

2 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Wilden der Gesellschaft.

Eine Erzählung

von

Max von Schlägel.

1 Band. 8°. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

Krieg und Frieden.

Novellenbuch

von

Levin Schücking.

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Neue Romane

aus dem Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig

Zur Ehre Gottes!

Ein Zeitgemälde.

von

Sacher-Masoch.

1 Band. 8°. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

Falscher Hermelin.

Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt

von

Sacher-Masoch.

1 Bd. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Nomaden.

Roman

von

Robert Byr.

5 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 4 Thlr. —

Neue Romane
aus dem Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Der Fall von Konstanz.

Roman

von

Otto Müller.

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 4 Thlr.

Die Jagd nach dem Glücke.

Roman

von

F. C. Schubert.

3 Bände. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Türken in München.

Roman

von

Herman Schmid.

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Neue Romane
aus dem Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig.**

Mann und Weib.

Roman
von
Wilkie Collins.
Aus dem Englischen von Dr. Lehmann.
Autorisirte Ausgabe.
6 Bde. 8 Eleg. geh. Preis 4 Thlr. 20 Ngr.

Fräulein oder Frau?

Erzählung
von
Wilkie Collins.
1 Band. 8°. Eleg. geh. Preis 25 Ngr.

Die Lovels auf Arden.

Roman
von
M. E. Braddon.
Aus dem Englischen von Marie Scott.
Autorisirte Ausgabe.
4 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschienen von:

Sacher-Masoch,

Falscher Hermelin. Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt.
1 Band. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Sacher-Masoch,

Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde.
1 Band. Preis 1 Thlr.

Sacher-Masoch,

Russische Hofgeschichten. Historische Novellen.
Erster u. Zweiter Band. Preis à 1 Thlr.
Der III. u. IV. Band erscheint noch im Laufe dieses Jahres.

Sacher-Masoch,

Wiener Hofgeschichten. Historische Novellen.
Erster Band, enthaltend: Maria Theresia und die Freimaurer
Preis 15 Ngr.

Sacher-Masoch,

Kaunitz. Culturhistorischer Roman.
Zweite Auflage. 2 Bände. Preis 1 Thlr.

Sacher-Masoch,

Der Emissär. Eine galizische Geschichte.
Zweite Auflage. 1 Band. Preis 10 Ngr.

Sacher-Masoch

Ein weiblicher Sultan. Historischer Roman.
3 Bände. Preis 3 Thlr.

Sacher-Masoch,

Die Messalinen Wiens. Geschichten aus der guten Gesellschaft.
1 Band. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Sacher-Masoch,

Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten.
Erste und zweite Sammlung. Preis à 1 Thlr. 10 Ngr.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.